



DEMOCRATIC VISTAS
DEMOKRATISCHE HORIZONTE

GUNTHER HELLMANN (HG.)

DER KOMPROMISS

EINE DEMOKRATISCHE LEBENSFORM

[transcript]

Gunther Hellmann (Hg.)
Der Kompromiss –
Eine demokratische Lebensform

Editorial

Libérale Demokratien sehen sich seit geraumer Zeit Angriffen durch autoritäre Kräfte von innen und von außen ausgesetzt. Ihre Zukunft erscheint heute als ungewiss. Vor diesem Hintergrund adressiert die Reihe **Democratic Vistas / Demokratische Horizonte** Perspektiven zeitgenössischer Demokratie. Sie überprüft Ideen, die der amerikanische Dichter Walt Whitman in seinem Essay *Democratic Vistas* von 1871 zu Papier brachte, und entwickelt diese weiter. Für Whitman gehörte die Ungewissheit zu den wesentlichen Merkmalen der Demokratie. Als Experiment des Strebens nach Freiheit und Gleichheit können Demokratien scheitern. Die Möglichkeit der Tyrannei ist die Kehrseite der kollektiven Selbstgestaltung.

Die Beiträge der Reihe entstammen dem Forschungsschwerpunkt »Democratic Vistas: Reflections on the Atlantic World« am Forschungskolleg Humanwissenschaften, einem Institute for Advanced Studies der Goethe-Universität Frankfurt.

Die Reihe wird herausgegeben von Gunther Hellmann und Johannes Völz.

Gunther Hellmann ist Professor für Politikwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und, zusammen mit Johannes Völz, Ko-Koordinator des Forschungsverbundes »Democratic Vistas« am Forschungskolleg Humanwissenschaften Bad Homburg. Er forscht zu Fragen der Theorie Internationaler Beziehungen sowie der deutschen und europäischen Außen- und Sicherheitspolitik.

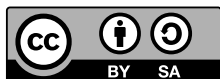
Gunther Hellmann (Hg.)

Der Kompromiss – Eine demokratische Lebensform

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-SA 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>.

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2025 © Gunther Hellmann (Hg.)

transcriptVerlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Maria Arndt

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839435700>

Print-ISBN: 978-3-8376-7932-8 | PDF-ISBN: 978-3-8394-3570-0

Buchreihen-ISSN: 2943-2715 | Buchreihen-eISSN: 2943-2707

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung

Der Kompromiss als demokratische Lebensform
Gunther Hellmann 7

Das Kompromiss-Paradox

Warum eine der größten Erfindungen der Menschheit
einen so schlechten Ruf hat (ihn aber nicht verdient)
Ulrich Willems 21

Kompromisse als demokratische Konfliktregulierungsstrategie

Nicole Deitelhoff 57

Kompromisse – um jeden Preis und auf wessen Kosten?

Thomas Biebricher 69

Keine Kompromisse beim Ausstieg aus fossilen Energieträgern

Darrel Moellendorf 83

Hoffnung versus Untergang

Frederike Felcht 95

Nach dem Streit

Wie Ehrenamtliche und Geflüchtete in Dörfern Kompromisse schließen
und Konflikte vergessen
Greta Wagner 105

Jenseits des Kompromisses in rheinhessischen Dörfern	
<i>Gregory Jones-Katz</i>	121
 Die Folgen der Zwangsemigration als Kompromissvollzug	
Deutschsprachige Neurologen und Psychiater in Nordamerika zwischen ›Nervenheilkunde‹ und empirischer Hirnforschung, 1933–1963	
<i>Frank W. Stahnisch</i>	129
 Kompromiss in der Wissenschaft als Übersetzung	
<i>Alenka Ambrož</i>	153
 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	163

Einleitung

Der Kompromiss als demokratische Lebensform

Gunther Hellmann

Der Begriff des Kompromisses umschreibt eine ambivalente soziale Praxis. Die Ambivalenz kommt nicht nur in gängigen umgangssprachlichen Formulierungen zum Ausdruck – dass es also sowohl »gute« wie auch »faule« Kompromisse gibt, die »schmerzhaft«, aber »notwendig« und auch »tragbar« sein können. Schon allein die Bedeutungsgehalte der Wortbestandteile unter etymologischen Gesichtspunkten reichen aus, um diese Ambivalenz aufzuzeigen. Das weitgehend positiv konnotierte, im Lateinischen wurzelnde Substantiv *compromissum* (»Ausgleich«, »Verständigung« oder »Übereinkunft durch gegenseitige Zugeständnisse«) war bereits bei den Römern als Rechtsterminus im Gebrauch. Es geht auf das Verb *compromittere* zurück (»sich gegenseitig versprechen« oder »eine Entscheidung dem Schiedsrichter überlassen«) und besteht seinerseits aus den Verben *promittere* (»hervorgehen lassen, versprechen«) sowie *mittere* (»schicken, senden«). Ein bedeutungsgleiches Verb gibt es im Deutschen (im Kontrast zum Englischen *to compromise*) nicht, wohl aber ein in etymologischer Hinsicht denselben Wurzeln entstammendes, allerdings deutlich negativ konnotiertes Verb *kompromittieren* (»jmd. bloßstellen«).¹ Insofern sich in der Sprache und vor allem im konkreten Gebrauch von Wörtern solche mehrdeutigen oder sogar widersprüchlichen Bedeutungsgehalte finden, muss wohl auch die damit bezeichnete soziale Praxis im Minimum komplex sein.

Vor dem Hintergrund einer solchen Ausgangsposition ist es zunächst erstaunlich, dass der Kompromiss, historisch betrachtet, im deutschsprachigen Kulturkreis zumindest in der Zeit vor der Gründung

1 Vgl. Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/wb/Kompromiss#etymwb-1> (30.8.2024).

der Bundesrepublik nicht nur in konservativen oder rechten bzw. nationalistischen Kreisen als »undeutsch« verrufen war, sondern auch unter Intellektuellen und Vertretern der Wissenschaften vom Sozialen und Politischen einen fast durchweg schlechten Ruf hatte.² Walter Dirks, der Herausgeber der »Frankfurter Hefte«, etwa, schrieb in der ersten Ausgabe dieser, nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründeten Zeitschrift einen Essay über »Die zweite Republik«, in dem er das Scheitern Weimars u. a. darin sah, dass »bei den Deutschen« nicht nur die »faulen« Kompromisse, sondern »auch die guten in schlechtem Geruch« standen – und dies obwohl diese doch »Wirklichkeiten verbinden und die Welt verändern.«³ Dass vor allem konservative Intellektuelle, wie Carl Schmitt, nichts Gutes an dem für »die pluralistische Theorie« typischen Kompromiss fanden – oder, wie Schmitt 1934 in einem Essay über »Nationalsozialismus und Rechtsstaat« formulierte, »das, was unser Führer Adolf Hitler [...] als den »bürgerlich-legitimistischen Kompromiß« bezeichnet hat«⁴ – wird jene, die mit den Arbeiten Schmitts vertraut sind, nicht weiter verwundern. Denn aus diesem Blickwinkel war der Staat als solcher »im Kompromiß der sozialen Mächte [...] geschwächt und relativiert, ja überhaupt problematisch geworden, weil schwer zu erkennen ist, was ihm noch an selbständiger Bedeutung zukommt.«⁵ Aber selbst gemäßigte Konservative wie der Soziologe Max Weber sahen im Kompromiss bestenfalls eine »unvermeidliche« politische Praxis, bei der »Unwichtigeres dem Wichtigeren« geopfert werde, weil man zum

-
- 2 Eine wichtige Ausnahme bildet hier Georg Simmel, für den der Kompromiss eine »alltägliche und selbstverständliche Lebenstechnik« bzw. »eine der größten Erfindungen der Menschheit« darstellte (Georg Simmel: »Der Streit«, in: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin: Duncker & Humblot, 2013 (1908), S. 197–266, hier S. 261–262). Vgl. hierzu auch ausführlich den Beitrag von Ulrich Willems in diesem Band.
 - 3 Zit. nach Manfred Voigts: »Der Kompromiß. Plädoyer für einen umstrittenen Begriff«, in: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 46 (3), S. 194–210, hier S. 196.
 - 4 Carl Schmitt: *Gesammelte Schriften 1933–1936*, mit ergänzenden Beiträgen aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, Berlin: Duncker & Humblot 2021, S. 135.
 - 5 Carl Schmitt: »Staatsethik und pluralistischer Staat«, in: *Kant-Studien* 35 (1930), S. 29–42, hier S. 31. Vgl. zu Schmitts Haltung zum Kompromiss auch Sandrine Baume: »Carl Schmitt's Multifaceted Rejection of Political Compromises«, in: *The Review of Politics* 86 (2024), S. 197–217.

Kompromiss »genötigt« sei.⁶ Für Weber selbst galt dies allerdings nur begrenzt – und zwar sowohl hinsichtlich seiner eigenen politischen Überzeugungen wie auch hinsichtlich seines Selbstverständnisses als »Gelehrter«. Seine politischen Überzeugungen kamen u.a. dadurch zum Ausdruck, dass er dem nationalistischen »Alldeutschen Verband« als Mitglied beitrug, bereits 1899 allerdings aus dem Grund wieder austrat, weil er einen »zu wenig kompromisslosen« Kurs in der sogenannten »Polenfrage«, einer, wie er schrieb, »Lebensfrage des Deutschtums« angesichts einer befürchteten »slawischen Überflutung«, verfolgte.⁷ Für sein Selbstverständnis als Wissenschaftler waren Kompromisse ohnehin fehl am Platz, wie er kurz vor seinem Tod 1920 in zwei Briefen schrieb: »Der Politiker soll und *muß* Kompromisse schließen«, er aber sei »von Beruf: *Gelehrter*« – und »der Gelehrte« dürfe solche politischen Kompromisse »nicht decken«.⁸

Kompromisse hatten aber auch im linken Milieu der Weimarer Republik alles andere als einen guten Ruf. Kurt Tucholsky, etwa, sah nicht nur »kein Heil« darin, dass gerade die Anfänge der Weimarer Republik von solchen politischen Kompromisse zwischen »Schwarzen« und »Roten« durchzogen waren, er karikierte sie sogar in einem eigenen »Lied vom Kompromiss«:

»Schließen wir nen kleinen Kompromiß!
Davon hat man keine Kümmeris.
Einerseits – und andererseits –,
so ein Ding hat manchen Reiz...
Sein Erfolg in Deutschland ist gewiß:
Schließen wir nen kleinen Kompromiß!«

In seiner eigenen Beschreibung der damaligen politischen Lage ging allerdings durch Deutschland »ein tiefer Riß« – und »dafür gibt es einen Kompromiß!«⁹ Auch Walter Benjamin kontrastierte den Kompromiss in

6 Max Weber: Gesammelte politische Schrift, 3. Auflage, hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1971 (1958), S. 225, 335.

7 Zit. nach Dirk Kaesler: Max Weber. Preuße, Denker, Muttersohn, München: C.H. Beck 2014, S. 411.

8 Zit. ebd., S. 858, 882, Hervorh. im Original.

9 Kurt Tucholsky: »Lied vom Kompromiß« (1919), Projekt Gutenberg, verfügbar unter <https://www.projekt-gutenberg.org/tucholsk/gedichte/chap004>.

einem Essay »Zur Kritik der Gewalt« als bestenfalls zweitbeste Lösung politischer Streitfragen. »Parlamente« lieferten in seiner Wahrnehmung »das bekannte jammervolle Schauspiel, weil sie sich der revolutionären Kräfte, denen sie ihr Dasein verdanken, nicht bewußt geblieben« seien. Ihnen fehle »der Sinn für die rechtsetzende Gewalt, die in ihnen repräsentiert ist«. Weil sie »im Kompromiß eine vermeintlich gewaltlose Behandlungsweise politischer Angelegenheiten pflegen«, kämen sie auch nicht »zu Beschlüssen, welche dieser Gewalt würdig wären«. »Besser wäre es anders«, das sei »das Grundempfinden jeden Kompromisses« zitierte er zudem den Philosophen Erich Unger aus einer Abhandlung über »Politik und Metaphysik«.¹⁰

Selbst nach der Gründung der Bundesrepublik ließ sich diese Skepsis gegenüber dem Kompromiss im rechten wie linken intellektuellen Milieu weiter beobachten. Wenn man von der wichtigen Ausnahme Jürgen Habermas absieht, war insbesondere in der ersten Generation der »Kritischen Theorie« Theodor W. Adorno ein geradezu radikaler Vertreter der Kompromisslosigkeit. Das galt natürlich grundlegend hinsichtlich des »kompromißlos kritisch Denkenden«¹¹, aber die Idealisierung der Kompromisslosigkeit bzw. »der Kompromisslosen« zieht sich wie ein roter Faden auch durch seine religions- und musikphilosophischen¹² wie seine politischen Schriften. In der politischen Sphäre galten ihm Kompromisse auch in modernen Demokratien als negativ

html (4.9.2024). Vgl. auch Kurt Tucholsky: »Wir Negativen« (1919), verfügbar unter <https://tucholsky-gesellschaft.de/1919/03/13/kurt-tucholsky-wir-negative-n/> (4.9.2024).

- 10 Walter Benjamin: »Zur Kritik der Gewalt«, in: *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991, S. 179–204, hier S. 190–191.
- 11 Theodor W. Adorno: »Resignation«, in: ders., *Kulturkritik und Gesellschaft II*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977, S. 794–799, hier S. 798.
- 12 Vgl. etwa die »Vorrede« in: Theodor W. Adorno: *Philosophie der neuen Musik* (*Gesammelte Schriften* 12), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, S. 9, wo Adorno angesichts der »Gewalt der gesellschaftlichen Totalität auch in scheinbar abgeleiteten Bereichen wie dem musikalischen« bedauernd konstatierte, dass selbst die Musik »noch in ihrer reinen und kompromißlosen Gestalt nicht von der allherrschenden Verdinglichung ausgenommen ist«. Zur historischen Bedeutung und Marginalisierung der »Kompromisslosen« vgl. das Fragment »Verwandlung der Idee in Herrschaft«, in Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: *Dialektik*

konnotierte »Kompromissstruktur« der »bürgerlichen Gesellschaft«. ¹³ Diese distanzierte Betrachtungsweise manifestierte sich zudem in der Ablehnung eines Verständnisses von wissenschaftlicher Forschung und dem Streben nach »Objektivität« als einer – wie er Karl Popper im »Positivismusstreit« zitierte – »sozialen Angelegenheit« der »gegenseitigen Kritik, der freundlich-feindlichen Arbeitsteilung der Wissenschaftler, ihres Zusammenarbeitens und auch ihres Gegeneinanderarbeitens«. Das Vertrauen darauf, dass sich divergente Positionen aufgrund »der anerkannten Spielregeln der Kooperation, wie es wienerisch heißt, »zusammenraufen« und dadurch den je erreichbaren Grad von Objektivität der Erkenntnis« gewinnen, folgte Adornos Verständnis nach lediglich dem »veralteten liberalistischen Modell derer, die sich um den runden Tisch versammeln, um ein Kompromiß auszuhandeln.« ¹⁴ Dem konnte er im Vergleich zur »kompromißlos reinen, unverwässerten Darstellung« der »Erkenntnis der objektiven gesellschaftlichen Gesetzmäßigkeiten« überhaupt nichts abgewinnen. ¹⁵

Im Kontrast zu diesem, nahezu durchgängig negativ konnotierten Kompromissverständnis ließ sich Jürgen Habermas, Adornos Schüler, hinsichtlich seines Verständnisses der sozialen und politischen Bedeutung des Kompromisses weit stärker von den pragmatistischen sozial- und demokratietheoretischen Schriften eines John Dewey inspirieren. In seinen theoretischen Arbeiten zum kommunikativen Handeln sowie zur Diskurstheorie des Rechts trifft Habermas zwar eine klare Unterscheidung zwischen Konsens und Kompromiss und er privilegiert auch unter diskursethischen Aspekten den *verständigungsorientierten*,

der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt: Fischer Taschenbuch 1988 (1944), S. 221–224.

13 Vgl. hierzu auch die einschlägige Untersuchung von Hubertus Buchstein zu Otto Kirchheimer und Carl Schmitt, insbesondere die detaillierte Rekonstruktion der Entstehung von Kirchheimers Artikel »Changes in the Structure of Political Compromise«, den Adorno 1941 im New Yorker Exil des Institut für Sozialforschung für die Zeitschrift des Instituts u.a. mit dem Ansinnen editierte, sämtliche Passagen zur »Kompromissstruktur« modernen Massendemokratien aus dem Beitrag zu streichen, Hubertus Buchstein: *Enduring Enmity. The Story of Otto Kirchheimer and Carl Schmitt*, Bielefeld: transcript Verlag 2024, S. 250–252.

14 Theodor W. Adorno: »Einleitung«, in: ders. u.a., *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*, Neuwied: Sammlung Luchterhand 1972, S. 7–79, hier S. 38.

15 Ebd., S. 54.

auf Argumenten beruhenden und auf Konsens, d.h. die Ausbildung einer »kommunikativen Macht gemeinsamer Überzeugung«¹⁶, ausgerichteten Austausch eindeutig, aber der Kompromiss hat doch auch einen wichtigen, unter pragmatischen Gesichtspunkten unersetzlichen Platz in demokratischen Willensbildungsprozessen. Zwar ließen sich, so Habermas, Prozesse demokratischer Willensbildung nicht auf Kompromisse reduzieren, da Fragen der politischen Gerechtigkeit und der Verwirklichung präferierter Werte immer auch in politische Willensbildungsprozesse zentral eingelassen seien, aber im Kompromiss spiegele sich (im Kontrast zum auf Konsens ausgerichteten kommunikativen Handeln) sozusagen realpolitisch das Ergebnis *strategischer* Aushandlung nicht-verallgemeinerbarer Interessen angesichts »faktischer Macht«.¹⁷

Bei den amerikanischen Pragmatisten (und hier vor allem bei John Dewey und Jane Addams, von denen insbesondere Ersterer großen Einfluss auf die demokratietheoretischen Überlegungen Habermas' hatte) fallen die negativen Konnotationen, die bei Habermas mit strategischer Aushandlung unter gegebenen *lebensweltlichen* Bedingungen assoziiert werden, größtenteils weg. Vor allem für Jane Addams, die in dieser Hinsicht sehr großen Einfluss auf die Überlegungen Deweys hatte, ist der Kompromiss recht eigentlich der höchste Ausdruck demokratischer Lebensform – und zwar gerade auch deshalb, weil er sich im besten Sinne »pragmatisch« in der konkreten Praxis ihrer erfahrungsgetränkten sozialen Arbeit bewährt hat. Addams wollte nicht zwischen pragmatischer Kompromissbereitschaft und moralischer Prinzipientreue wählen, sondern sah, wie Charlene Haddock Seigfried formulierte, gerade in der »Schmiedung von Prinzipien« (»forging principle«) *durch* unablässigen argumentativen Austausch und Kompromiss den Kern ihres Kompromissverständnisses »once compromise is understood as a recognition of multiple perspectives that need to be respected and examined.«¹⁸

16 Jürgen Habermas: Faktizität und Geltung. Beiträge zur Diskurstheorie des Rechts und des demokratischen Rechtsstaats, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, S. 188.

17 Vgl. hierzu neben Habermas: Faktizität und Geltung, ebd., S. 173–176 und 204–207 auch Jürgen Habermas: Der neue Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2022, S. 73–77.

18 Charlene Haddock Seigfried: »The Courage of One's Convictions or the Conviction of One's Courage? Jane Addams's Principled Compromises«, in: Marilyn Fis-

Ausgangspunkt für dieses Vertrauen in argumentativen Austausch und Kompromiss war Addams Überzeugung, dass Konflikte ihren Ursprung nie in so etwas wie objektiven Differenzen, sondern in persönlichen, allzu menschlichen Reaktionsweisen hätten. Das war für sie der Kern einer für Dewey höchst prägenden argumentativen Auseinandersetzung. »Antagonism«, meinte Addams, »never lies in the objective differences, which will always grow into unity if left alone, but arises when a person mixes into reality his own personal reactions. [...] When one gives extra emphasis to a part of the truth, then emotion, not reality, produces conflict.«¹⁹ Addams stritt auch ab, dass es »genuine Widersprüche in Ideen und Institutionen« gäbe, wie Dewey zunächst meinte: »The antagonism of institutions is always unreal. It may simply be due to the personal attitude and individual reactions.«²⁰ Dewey reagierte angesichts dieser Äußerung zunächst perplex, kam nach einigem Nachdenken dann aber zu dem Schluss, dass er seine hegelianischen Überzeugungen zu den Ursachen und Effekten von Gegensätzen und Konflikt revidieren müsse: »I can see that I have always been interpreting the Hegelian [...] dialectic wrong end up – the unity as the reconciliation of opposites, instead of the opposites as the unity in its growth, and thus translated physical tension into a moral thing.«²¹ Mit anderen Worten: Konflikt (»opposites«) sei zwar ein genauso konstanter wie produktiver Bestandteil sozialen Zusammenlebens, aber nur in dem Maße, in dem es gelinge, Emotionen und Persönliches von sachlichen (»objektiven«) Differenzen zu trennen und das Verbindende in den Blick zu nehmen, werden Kompromisse (»unity in its growth«) nicht nur möglich, sondern recht eigentlich zum Ausdruck demokratischen Zusammenlebens.

George Herbert Mead und andere haben jenen Dewey, der aus dem (wie er selbst schrieb: »bekehrenden«) Gespräch mit Jane Addams diese Schlussfolgerungen zog,²² sogar grundlegend so interpretiert, dass sich ein (dem Wechselspiel von Gegensätzen und Kompromissfindung als

cher, Carol Nackenoff, Wendy Chmielewski (Hg.), *Jane Addams and the Practice of Democracy*, Urbana and Chicago: University of Illinois Press 2009, S. 43–44.

19 Addams zit. nach Jay Martin: *The Education of John Dewey. A Biography*, New York: Columbia University Press 2003, S. 165.

20 Addams, zit. ebd., S. 166.

21 Vgl. Dewey's Selbstbeschreibung, zit. ebd., S. 167.

22 Vgl. ebd.

Weg zu einer neuen »Einheit« analoges) dialektisches Grundschema wie ein roter Faden durch seine pragmatistische Handlungstheorie zieht: das grundlegende persönliche Handlungsschema von Zweifel und Überzeugung im Zuge intelligenter, kreativer Problemlösung (»inquiry«) genauso wie Formen kollektiver Problemlösung im Zuge der Konstitution einer Öffentlichkeit (»social inquiry«), die für Dewey in der Demokratie ihren höchsten Ausdruck findet: »Regarded as an idea, democracy is not an alternative to other principles of associated life. It is the idea of community life itself. It is an ideal in the only intelligible sense of an ideal: namely, the tendency and movement of some thing which exists carried to its final limit, viewed as completed, perfected«.²³

Dewey prägt für diesen Gedanken die Formulierung »Demokratie als Lebensform« (»democracy as a way of life«). Als Lebensform sei Demokratie eben weit mehr als etwas »Institutionelles« und »Äußerliches« (»something institutional and external«), sie lebe von der »freundschaftlichen Zusammenarbeit« gerade auch dann, wenn wir streiten, weil wir in der kollektiven Mobilisierung unserer Intelligenz voneinander lernen und gemeinsam wachsen könnten.²⁴ Dewey und Habermas haben in dieser Hinsicht viel gemeinsam, aber wo Habermas im Kompromiss im Kontrast zum Konsens lediglich die zweitbeste Lösung angesichts faktischer Macht sieht, legen Dewey und Addams den Akzent ganz pragmatisch deutlich stärker auf den eigentlichen Prozess kollektiven Lernens im gelebten Kompromiss: »To cooperate by giving differences a chance to show themselves because of the belief that the expression of difference is not only a right of the other persons but is a means of enriching one's own life-experience, is inherent in the democratic personal way of life.«²⁵ Und weil Demokratie eine Lebensform sei, müsse sie als Überzeugung nicht nur als »Wille«, sondern auch »systematisch in der Alltagspraxis und in allen Lebensbereichen« zum Ausdruck kommen.²⁶

23 John Dewey: *The Public and its Problems. An Essay in Political Inquiry*, New York: Gateway 1948, S. 148.

24 John Dewey: *Creative Democracy – The Task before Us* (1939), in: John Dewey, *America's Public Philosopher. Essays on Social Justice, Economics, Education, and the Future of Democracy*, hg. von Eric T. Weber, New York: Columbia University Press 2021, S. 59–65, hier S. 64.

25 Ebd.

26 John Dewey: *The Basic Values and Loyalties of Democracy* (1941), in: Dewey, *America's Public Philosopher*, S. 55–58, hier S. 57–58.

Dewey hat in diesem Sinne eine Kernidee Walt Whitmans systematisch weit über die Idee von Demokratie als einer Regierungsform hinaus ausgebaut.²⁷ Nachdem wir im 1. Band dieser Reihe Whitmans Denken in unterschiedlichen Dimensionen ausgeleuchtet haben, haben wir uns für diesen 2. Band den Kompromiss als eine konkrete Manifestation demokratischer Lebensform in ganz unterschiedlichen sozialen Kontexten angesehen. Den Ausgangspunkt bildete eine Keynote von Ulrich Willems und zwei Repliken von Nicole Deitelhoff und Thomas Bieblicher, die den Kompromiss als eine soziale Praxis in seiner Breite in den Blick nahmen. Im Anschluss werden drei sehr unterschiedliche soziale Settings und die konkrete Bedeutung von Kompromissen analysiert – jeweils mit einem Essay und einer Replik.

Zur Rahmung der Tagung, die diesem Band zugrunde lag und zu seiner Einführung analysiert Ulrich Willems in seinem umfassenden Essay das, was er das »Kompromiss-Paradox« nennt – die These, dass der Kompromiss eine der bedeutendsten Erfindungen der Menschheit überhaupt sei, obwohl er seit langem, gerade aber auch in der Gegenwart oft negativ bewertet werde. Konflikte seien ein unvermeidbarer Teil jeder Gesellschaft und effektive Strategien zu ihrer Regulierung daher auch von essenzieller Bedeutung. Kompromisse, so Willems, sind in diesem Zusammenhang eine universelle, flexible und risikoarme Methode zur Konfliktregelung. Sie lieferten keine ideale Lösungen, wohl aber pragmatische Instrumente zur Minderung von Spannungen, Minimierung von Risiken und zur Förderung von Stabilität. Willems unterscheidet insbesondere verschiedene Typen und Anspruchsniveaus von Kompromissen und analysiert ihre spezifischen Stärken, Schwächen und Anwendungsbereiche. Auch wenn Kompromisse durch Machtverhältnisse geprägt und nicht immer »fair« erscheinen, ermöglichen sie sozialen Wandel und Kooperation. Willems setzt sich zudem detailliert mit gängiger Kritik auseinander, darunter dem Vorwurf der Instabilität und des Konservatismus, und argumentiert, dass Kompromisse gerade in polarisierten Gesellschaften unverzichtbar seien, um Fortschritt und Zusammenhalt zu sichern. Aus diesem Grund betont

27 Vgl. Till van Rahden und Johannes Völz: Horizonte der Demokratie. Eine Einleitung, in: dies. (Hg.), Horizonte der Demokratie. Offene Lebensformen nach Walt Whitman (Democratic Vistas/Demokratische Horizonte Bd. 1), Bielefeld: transcript 2024, S. 7–26, hier S. 11–14.

er auch die Notwendigkeit, den Kompromiss als Schlüsseltechnik der Konfliktbewältigung zu rehabilitieren.

Auch Nicole Deitelhoff unterstreicht in ihrer Replik zu Willems' Beitrag die Bedeutung des Kompromisses als einem zentralen Instrument demokratischer Konfliktregelung. Sie stimmt Ulrich Willems zu, dass Kompromisse aufgrund ihrer Flexibilität und Robustheit für die Bewältigung vielfältiger Konflikte unverzichtbar seien. Insbesondere hebt sie die Vorläufigkeit von Kompromissen als Stärke hervor, da Demokratien auf dynamische und wiederholbare Verhandlungen angewiesen seien, um produktive Konflikte zu ermöglichen und gesellschaftliche Weiterentwicklung zu fördern. Hierfür benötigten Demokratien institutionelle Verfahren, die Kompromisse absichern, Machtungleichgewichte abfedern und Rechte schützen helfen, insbesondere die schwächeren Parteien. Deitelhoff betont auch die Rolle von Konflikten als Motor sozialer Innovation und Anpassung. Während stark institutionalisierte Arenen wie Parlamente besonders auf Kompromissfähigkeit abzielten, dienten weniger regulierte Räume der Meinungsbildung und Innovation. Entscheidend sei, dass Kompromisse temporäre Lösungen böten, die jederzeit revidierbar sind, denn diese Offenheit machten sie zu einem fundamentalen Bestandteil demokratischer Legitimität und Stabilität.

In einer weiteren Replik auf Willems fokussiert Thomas Biebricher insbesondere die Rolle von Kompromissen in zunehmend heterogenen Gesellschaften. Er stimmt grundsätzlich mit Ulrich Willems überein, dass Kompromisse essenzielle Mechanismen zur Konfliktbewältigung in pluralistischen Demokratien seien, vor allem jenen, die von kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Vielfalt geprägt sind. Hier könnten sie helfen, Stabilität und Anpassungsfähigkeit zu fördern, da Entscheidungen revidierbar bleiben. Er teilt auch die Einschätzung, dass Kompromisse zu Unrecht im Verdacht stünden, opportunistisch und rückgratlos zu sein. Allerdings hinterfragt er konzeptionelle Abgrenzungen in Willems' Typologien-Vorschlag, insbesondere jene zwischen Kompromiss und Tausch sowie die normative Aufladung von Kompromissen durch zusätzliche Voraussetzungen wie Vertrauen und Gewaltlosigkeit. Zudem mahnt er, externe Effekte und mögliche »faule Kompromisse« zu berücksichtigen, die auf Kosten Dritter gehen könnten. All dies sei angesichts der wachsenden Herausforderungen, Kompromisse in einem Klima zunehmender Polarisierung und Kulturalisierung gesellschaftlicher Konflikte zu schmieden, umso wichtiger.

In einem ersten von insgesamt drei Feldern der Illustration von Kompromissen als demokratischer Lebensform befassen sich Darrel Moellendorff und Fredrike Felcht mit den Herausforderungen der Kompromissbildung vor dem Hintergrund des Klimawandels. In seinem Essay plädiert Moellendorff für die Dringlichkeit, aus fossilen Brennstoffen auszusteigen und in dieser Hinsicht keinerlei Kompromisse zu schließen. Er zieht Parallelen zwischen Martin Luther Kings Aufruf zur »äußersten Dringlichkeit« sofortigen Handelns gegen Ungerechtigkeit und der aktuellen Klimakrise. Dabei verweist er vor allem darauf, dass es aufgrund der Empfehlungen des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) entscheidend sei, noch in diesem Jahrzehnt die globale Erwärmung auf 1,5°C oder 2°C zu begrenzen. Trotz jahrzehntelanger Warnungen hätten Regierungen weltweit fossile Brennstoffe weiterhin subventioniert, anstatt den Übergang zu erneuerbaren Energien zu forcieren. Moellendorff kritisiert in diesem Zusammenhang eine plutokratische Verzerrung demokratischer Politik, bei der die fossile Brennstoffindustrie durch Lobbyarbeit und Spenden erheblichen Einfluss auf einschlägige Entscheidungen ausübe. Die Folgen des dadurch beschleunigten Klimawandels träfen besonders die Armen und Verwundbaren sowie jüngere Generationen. Aus all diesen Gründen argumentiert Moellendorff, dass schnelles Handeln unerlässlich sei, um katastrophale Folgen zu vermeiden, und dass Kompromisse beim Ausstieg aus fossilen Energieträgern angesichts der Dringlichkeit der Situation nicht akzeptabel seien.

In ihrer Replik greift Frederike Felcht insbesondere die von Moellendorff aufgegriffene Unterscheidung Avishai Margalits zwischen ökonomischen und religiösen Verständnissen von Politik auf. Sie hinterfragt die Rolle des Religiösen in Moellendorfs Argumentation unter Bezugnahme auf Martin Luther King Jr. und Søren Kierkegaard, vor allem hinsichtlich Moellendorfs Interpretation des »entscheidenden Augenblicks« in Kings und Kierkegaards Argumentation und seiner Verbindung zur aktuellen Klimakrise. Mit Verweis auf die christlichen Wurzeln in Kings Geschichtsdenken und möglichen Parallelen zu apokalyptischen Vorstellungen in der Klimadebatte plädiert Felcht für ein umfassenderes Moralverständnis, das über den Anthropozentrismus hinausgeht. Insbesondere warnt sie vor den Gefahren einer übermäßigen Betonung der Dringlichkeit und plädiert stattdessen für hoffnungsvollere Narrative in der Klimadebatte.

In einem zweiten Illustrationsfeld diskutieren Greta Wagner und Gregory Jones-Katz Praktiken der Kompromissbildung in alltäglichen gesellschaftlichen Kontexten, hier am Beispiel der Kompromisssschließung in einem rheinhessischen Dorf. Dabei geht im Essay von Greta Wagner vor allem vor allem um die Frage, wie Konflikte zwischen Geflüchteten, Ehrenamtlichen und Dorfbewohnern produktiv bewältigt werden können. Sie zeigt, dass Streit nicht zwangsläufig spaltend wirken, sondern soziale Bindungen stärken könne, wenn er offen ausgetragen und durch Kompromisse gelöst wird. Insbesondere Ehrenamtliche agierten als Vermittler (»Kompromissagenten«), die Konflikte adressierten und Lösungen fanden, um Polarisierungen zu vermeiden. Die Nähe unter den Dorfbewohnern, kombiniert mit fehlenden rechtlichen Strukturen und wechselseitiger sozialer Kontrolle begünstigte Konflikte, aber auch deren produktive Lösung. Theoretisch bezieht sich Wagner auf Georg Simmels Idee, dass Streit vergesellschaftend wirken kann, sowie auf Luc Boltanskis und Laurent Thévenots Konzept der »Rechtfertigungsordnungen«. Ihre ethnografische Studie zeigt, dass Konflikte nicht nur durch Kompromisse, sondern auch durch »strategisches Vergessen« gelöst werden könnten. Dennoch blieben Machtungleichheiten und strukturelle Abhängigkeiten zentrale Herausforderungen für das Zusammenleben und die Konfliktlösung.

In seiner Replik reflektiert Gregory Jones-Katz Greta Wagners Essay insbesondere im Hinblick auf strukturelle Machtverhältnisse und Interessen, die er in Wagners Ansatz weniger beleuchtet sieht. Zwar hebt er zustimmend die produktive Verwendung der pragmatischen Soziologie von Boltanski und Thévenot hervor, soziale Akteure zu reflektiertem Handeln zu befähigen, er bemängelt jedoch, dass der Fokus auf Kompromisse mögliche »Machtunterschiede« und »Polarisierungsagenten« vernachlässige, die ihrerseits Konflikte beeinflussten. Zudem schlägt er vor, narrative pragmatistische Ansätze wie Richard Rortys Konzept der »Neubeschreibung« zu integrieren, um die Dynamiken von Konflikten besser zu verstehen. So könnten strukturelle und historische Dimensionen ergänzt werden, um die politische Wirksamkeit der Akteure zu erweitern.

In einem dritten Illustrationsfeld wenden sich Frank Stahnisch und Alenka Ambrož den Zwängen und Herausforderungen persönlicher Kompromissbildung zu, die Frank Stahnisch am Beispiel der Zwangsemigration deutschsprachiger Neurologen und Psychiater nach Nordamerika (1933–1963) und ihren Auswirkungen auf die biomed-

zinische Forschung untersucht. Anhand dreier Biografien illustriert er, wie sich kulturelle und wissenschaftliche Kompromisse zwischen den holistischen Ansätzen der deutschen »Nervenheilkunde« und der empirischen Forschung Nordamerikas herausbildeten. Unter Rekurs auf Ludwik Flecks medizintheoretischen Arbeiten, insbesondere sein Konzept der »Denkstile«, zeigt Stahnisch, dass wissenschaftliche Erkenntnisse wesentlich auch durch soziale Aushandlungsprozesse geprägt sind. Biografische Fallstudien, wie etwa jene von Karl Stern, verdeutlichen persönliche Anpassungsschwierigkeiten und berufliche Umstellungen der Emigranten. Im Kontext der breiteren Forschung kritisiert Stahnisch die unreflektierte »Brain Gain«-These und hebt die nachhaltigen Herausforderungen hervor, mit denen diese Wissenschaftler konfrontiert waren.

In ihrer Replik offeriert Alenka Ambrož eine Lesart der Arbeiten Flecks, die Kognition grundlegend als sozialen Verhandlungsprozess und folglich auch als Kompromissprozess konzeptualisiert. Diese angeborene Kompromissfähigkeit mag hilfreich sein, gerade im Blick auf die Entwicklung der Wissenschaft könne sie aber auch Hindernisse aufwerfen und aufgrund dessen, was Fleck »psychologische Persistenz-tendenz« nenne zu »epistemischen Abweichungen« führen. Insofern sei es sinnvoll zwischen »produktiven« und »reduktiven« Kompromissen zu unterscheiden, die beide durch soziokulturelle und sprachliche Bedingungen beeinflusst werden. Ambrož zieht in dieser Hinsicht Parallelen zwischen wissenschaftlichen Kompromissen und Walter Benjamins Konzept der Übersetzung, wobei beide Prozesse als Verhandlungen zwischen Denkstilen oder Sprachen betrachtet werden. Wissenschaftliche Wahrheit wird dabei als unerreichbares Ideal ähnlich der »reinen Sprache« gesehen und produktive Kompromisse (wie im Falle Goldsteins) als Übersetzung, die dabei helfen können, neue Perspektiven zu entwickeln und historische wie kulturelle Barrieren zu überwinden.

Das Kompromiss-Paradox

Warum eine der größten Erfindungen der Menschheit einen so schlechten Ruf hat (ihn aber nicht verdient)

Ulrich Willems¹

1. Einleitung

Georg Simmel hat den Kompromiss einmal als »eine der größten Erfindungen der Menschheit« bezeichnet.² Zweifellos ist der Kompromiss ein beständiger Begleiter des privaten wie des sozialen und politischen Lebens. Das zeigt jeder Blick in Tageszeitungen, die Fernsehnachrichten und die sozialen Medien, das bestätigt aber auch jede Reflexion des alltäglichen Zusammenlebens in Partnerschaften und Familien. Aber verdient er diese hohe Wertschätzung wirklich? Richtet man diese Frage an die empirisch forschenden Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaften, sieht es zunächst nicht danach aus. Denn dort wird der Kompromiss als Bestandteil der sozialen und politischen Wirklichkeit zwar zur

1 Für Kommentare und Hinweise danke ich Tobias Albrecht, Jens Martin Gurr, Gunther Hellmann, Felix Petersen, Ute Schneider, Manon Westphal und den Mitgliedern des Forschungskolloquiums Politische Theorie am Institut für Politikwissenschaft der Universität Münster. Eine überarbeitete Version dieses Beitrages erscheint auf Englisch unter dem Titel »The concept of compromise revisited« in: Jan-Hendryk de Boer, Manon Westphal, Julia M. Jacoby, Karsten Mause und Stephan Zeppenfeld (Hg.): *History and Theory of Compromise*, Berlin und Boston: de Gruyter, 2025.

2 Georg Simmel: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992 [1908], S. 375.

Kenntnis genommen und erwähnt, ist aber – von wenigen Ausnahmen abgesehen – nicht systematisch erforscht worden.³

Wenn der Kompromiss aber tatsächlich eine der größten Erfindungen der Menschheit ist, müsste dann nicht ein größeres Interesse daran bestehen ihn zu erforschen, um ihn besser verstehen und nutzen zu können? Hat Simmel doch nicht recht oder zumindest übertrieben? Die Zweifel wachsen, wenn man sich vergegenwärtigt, welch schlechten Ruf der Kompromiss in der Öffentlichkeit, aber auch in der Wissenschaft oft hat. Kompromisse gelten etwa als Ausdruck von Schwäche, Feigheit oder mangelndem Mut sich für die eigenen Ziele einzusetzen. Sie werden als zwielichtig angesehen, weil sie den *Status quo* stärken und Fortschritt verhindern; sie sind zudem suspekt, weil sie Ergebnis der herr-

-
- 3 Es gibt seit gut 30 Jahren eine wachsende interdisziplinäre, aber vornehmlich theoretisch-konzeptionell, ideen- und begriffsgeschichtlich sowie normativ ausgerichtete Beschäftigung mit dem Kompromiss; vgl. Martin Benjamin: *Splitting the Difference. Compromise and Integrity in Ethics and Politics*, Lawrence: University Press of Kansas 1990; Patrick J. Dobel: *Compromise and Political Action. Political Morality in Liberal and Democratic Life*, Savage: Rowman & Littlefield 1990; Martin Greiffenhagen: *Kulturen des Kompromisses*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 1999; Avishai Margalit: *On Compromise and Rotten Compromises*, Princeton: Princeton University Press 2009; Amy Gutmann und Dennis Thompson: *The Spirit of Compromise. Why Governing Demands It and Campaigning Undermines It*, Princeton und Woodstock: Princeton University Press 2012; Alin Fumurescu: *Compromise. A Political and Philosophical History*, Cambridge: Cambridge University Press 2013; Alin Fumurescu: *Compromise and the American Founding*, Cambridge: Cambridge University Press 2019; Fabian Wendt: *Compromise, Peace and Public Justification. Political Morality beyond Justice*, London: Palgrave Macmillan 2016; Christian F. Rostbøll und Theresa Scavenius (Hg.): *Compromise and Disagreement in Contemporary Political Theory*, London und New York: Routledge 2018; Sandrine Baume und Stéphanie Novak (Hg.): *Compromises in Democracy*, Cham: Palgrave Macmillan 2020 und Véronique Zanetti: *Spielarten des Kompromisses*, Berlin: Suhrkamp 2022. Empirische Forschung ist dagegen rar vgl. Barry Jay Seltser: *The Principles and Practice of Political Compromise. A Case Study of the United States Senate*, New York und Toronto: Mellen 1984 und Jennifer Wolak: *Compromise in an Age of Party Polarization*, Oxford: Oxford University Press 2020 Einen Überblick über die jüngere Literatur bieten Jan-Hendryk de Boer und Manon Westphal Manon: »Der Kompromiss in Geschichte und Gegenwart. Politische und historische Perspektiven«, in: *Neue Politische Literatur* 68 (2023), S. 140–170.

schen Machtverhältnisse sind. Kompromisse bei moralischen Fragen laufen Gefahr, die verfochtenen Prinzipien zu verraten, die eigene Identität zu kompromittieren und zudem inkonsistent zu sein, weil sie der behaupteten (unbedingten) Geltung der verfochtenen Prinzipien widersprechen. Kompromisse können nicht nur »faul«, sondern sogar verwerflich sein, etwa wenn sie dazu beitragen, ungerechte oder inhumane Verhältnisse zu stabilisieren.⁴ Verweisen solche und weitere Urteile auf einen grundsätzlichen Defekt? Oder sind sie nur Ausdruck der Tatsache, dass auch die beste Erfindung nicht davor geschützt ist, für ungeeignete oder üble Zwecke genutzt zu werden? Beruhen sie gar auf Annahmen, die ihrerseits höchst problematisch sind?

Der vorliegende Beitrag möchte Simmels These gegen diese weitverbreitete Skepsis verteidigen. Hierfür werde ich im ersten Teil des Textes zunächst ein Verständnis des Kompromisses als voraussetzungsarme und gerade deshalb robuste, vielfältig einsetzbare und effektive Technik der Konfliktregelung entwickeln. Dieser Schritt ist nötig, weil in der Literatur häufig eine Auffassung vom Kompromiss verfochten wird, die ihn als moralisch imprägnierte Praxis begreift, ihn aber so zu einem ungemein voraussetzungsreichen und daher nur begrenzt einsetzbaren Instrument macht. Der zweite Teil meines Essays rekonstruiert und prüft dann einige der wesentlichen Argumente für eine skeptische Haltung gegenüber dem Kompromiss. Nach dieser Prüfung spricht vieles dafür, dass der Kompromiss seinen schlechten Ruf nicht verdient.⁵

4 A. Margalit: On Compromise; Für das 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts in Deutschland gilt sogar: »Es gibt faule Kompromisse, aber bei den Deutschen stehen auch die guten in schlechtem Geruch...«, Walter Dirks: Die zweite Republik, Frankfurt a.M.: Josef Knecht 1947, S. 15. Vgl. zur Geringschätzung des Kompromisses in Deutschland auch Theodor Wilhelm: Traktat über den Kompromiß. Zur Weiterbildung des politischen Bewußtseins, Stuttgart: Metzler 1973; Manfred Voigts: »Der Kompromiß. Plädoyer für einen umstrittenen Begriff«, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 46, 3 (1994), S. 193–210 und M. Greiffenhagen: Kulturen.

5 Die folgenden Überlegungen wurden im Rahmen des vom Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW geförderten Verbundprojektes der Universitäten Duisburg-Essen, Münster und Bochum »Forschungsprofil 2020: Kulturen des Kompromisses« (11/2021-02/2025) entwickelt. Eine erste, äußerst knappe Skizze dieser Überlegungen findet sich in einem gemeinsam mit Ute Schneider verfassten Beitrag für die Bundeszentrale für politische Bildung: Ute Schnei-

2. Warum ist der Kompromiss eine der größten Erfindungen der Menschheit?

2.1 Konflikt als konstitutives, nicht eliminierbares Charakteristikum von Gesellschaften

Menschen sind »nicht festgestellte«, ultra-kooperative Tiere.⁶ Kooperation, erst recht in den hoch arbeitsteiligen Gegenwartsgesellschaften, bildet die Grundlage menschlicher Existenz. Aber die Ziele, die Arten und Weisen, die Mittel und Instrumente, die Reichweite und das Ausmaß der Kooperation sowie die Verteilung und die Formen der Aneignung der Kooperationserträge stehen im Gegensatz zu anderen kooperativen Tieren (Wölfen, Bienen) grundsätzlich zur Disposition. Ebenfalls nicht festgelegt ist – anders als selbst bei unseren nächsten Verwandten, den Primaten – die Art und Weise, wie und von wem Entscheidungen über die Ausgestaltung der Kooperation getroffen

der und Ulrich Willems: »Eine der größten Erfindungen der Menschheit. Einführung ins Thema«, in: Bundeszentrale für Politische Bildung (Hg.), *Kompromisse machen. Themenblätter für den Unterricht* 137, Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung (2023), S. 3–5. Im Folgenden wird gelegentlich auf Formulierungen in diesem früheren Beitrag zurückgegriffen.

- 6 Die Bestimmung des Menschen als »noch nicht festgestellte[s] Thier« stammt von Nietzsche: Friedrich Nietzsche: *Digital Critical Edition of the Complete Works and Letters*, hg. von Paolo D'Iorio, Berlin und New York: De Gruyter 2009, Bd. 5 Abschnitt 62. Ultra-kooperativ meint hier, dass der *homo sapiens* eine Spezies ist, deren Reproduktion konstitutiv sozial organisiert ist. Es meint nicht, dass Menschen grundsätzlich kooperationsfähig und -bereit oder gar prosozial sind. Vielmehr zählen auch Egoismus, Neid, Vorrangstreben und Aggressivität, ja Gewalt zu ihrer »Natur«. Einzelne Exemplare dieses ultra-kooperativen Tieres können sich sogar darauf spezialisieren, von der Ausbeutung ihrer Artgenossen zu leben, also im biologisch-technischen Sinn als »Parasiten« – aber eben nur so lange wie die konstitutiv-kooperativen Wirte in der Lage sind, sich sozial zu reproduzieren. Daher müssen die Fähigkeit und die Bereitschaft zur Kooperation ihrerseits produziert und reproduziert werden, nicht zuletzt durch die Schaffung von (institutionellen) Bedingungen, die das ermöglichen, erleichtern und befördern.

werden.⁷ Wenn dann unterschiedliche Vorstellungen darüber existieren, wie (und nach welchen Maßstäben) die Entscheidungen in diesen beiden Dimensionen getroffen werden sollen, sind Dissens und Streit die Folge. Weil die Kooperation nicht festgestellter Tiere ein hohes Maß an *verbindlicher* kollektiver Koordination erfordert, konstituiert sie zudem immer auch ein Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft. Stellt man schließlich in Rechnung, dass Menschen auch um knappe Ressourcen wie Status, Macht und materielle Güter konkurrieren und ihr gegenseitiges Wohlwollen nicht unbegrenzt ist, so wird deutlich, warum Konflikte zu den konstitutiven, nicht eliminierbaren Merkmalen menschlicher Gesellschaften gehören. In diesen Konflikten treffen Ansprüche aufeinander, die sich unter den jeweils gegebenen Bedingungen nicht gleichzeitig realisieren lassen, die einander widersprechen oder gar miteinander unvereinbar sind.

Dabei sind Konflikte für die Reproduktion von Gesellschaften nicht grundsätzlich problematisch. Denn Menschen sind immer konfrontiert mit vorgefundenen Verhältnissen und ihrer Verteilung von Lebenschancen – die auch anders hätten ausfallen und werden können –, aber auch mit neuen Möglichkeiten, die sehr unterschiedlich genutzt werden können. Konflikte zeigen diese Kontingenz nicht nur an, ihre Austragung kann auch sozialen Wandel und Fortschritt ermöglichen. Zudem kann die Austragung von Konflikten – unter bestimmten Bedingungen – auch integrierende (Neben-)Effekte für Gesellschaften zeitigen.⁸ Auf der anderen Seite können Konflikte aber auch dysfunktionale oder destruktive Effekte haben. Diese Wahrscheinlichkeit steigt, wenn ihre Zahl ein verkräftbares Ausmaß überschreitet, wenn zu viele Konflikte eine hohe

7 Christopher Boehm: *Hierarchy in the Forest. The Evolution of Egalitarian Behavior*, Cambridge und London: Harvard University Press 2001.

8 Vgl. u.a. G. Simmel: *Soziologie*; Georges Sorel: *Über die Gewalt*, Innsbruck: Universitäts-Verlag Wagner 1928; Lewis A. Coser: *Theorie sozialer Konflikte*, Neuwied am Rhein und Berlin: Luchterhand 1965; Ralf Dahrendorf: *Gesellschaft und Demokratie in Deutschland*, München: Piper 1965; Ralf Dahrendorf: *Class and class conflict in industrial society*, Stanford: Stanford University Press 1966; Helmut Dubiel: »Gehegte Konflikte«, in: *Merkur* 49, 591 (1995), S. 1095–1106 und Helmut Dubiel: »Integration durch Konflikt?«, in: Jürgen Friedrichs und Wolfgang Jagodzinski (Hg.), *Soziale Integration*, Opladen und Wiesbaden: Westdeutscher Verlag (1999), S. 132–143.

Intensität aufweisen und eskalieren oder wenn Gewalt zum bevorzugten Mittel der Konfliktaustragung avanciert. Gesellschaften sind daher darauf angewiesen, dass sie über ein breites und effektives Repertoire an Formen der Konfliktbearbeitung verfügen, das diese dysfunktionalen und destruktiven Effekte zu begrenzen vermag.

2.2 Der Kompromiss: eine von mehreren Möglichkeiten der Konfliktbearbeitung

Grundsätzlich können Konflikte auf mindestens drei deutlich voneinander unterschiedene Arten und Weisen so bearbeitet werden, dass sie enden oder doch zumindest für begrenzte Zeit befriedet werden: Sie können gelöst, entschieden oder geregelt werden.

Lösen lassen sich Konflikte mehrere Weisen. Erstens können die Konfliktparteien feststellen, dass ihr Konflikt auf einer Fehlperzeption beruhte, weil ihre Ansprüche – anders als angenommen – gar nicht miteinander konfligieren. Das klassische, vielfach angeführte Beispiel für eine solche Konstellation ist der vermeintliche Konflikt zweier Geschwister um die letzte verbliebene Orange, der sich auflöst, wenn sie feststellen, dass das eine nur den Abrieb der Schale (etwa für einen Kuchen), das andere nur den Saft (etwa für ein Mixgetränk) benötigt. Konfliktparteien können zweitens aber auch zu der Einsicht kommen, dass der Konflikt auf Fehltritten beruhte, also zumindest einer der konfligierenden Ansprüche irrtümlich erhoben wurde oder neu justiert werden muss. Bei einem Konsens gelangen die Konfliktparteien durch eine Korrektur von Fehltritten sogar zu geteilten Positionen, d.h. zu Positionen, die von allen Parteien als wahr oder richtig angesehen werden. Drittens können die Konfliktparteien entdecken, dass eine Handlungsoption existiert, bei der alle mehr erhalten als sie mit ihren ursprünglich erhobenen Ansprüchen zu erreichen hofften oder die neu identifizierte gemeinsame oder doch zumindest komplementäre Interessen zu realisieren vermag. Der Konflikt wird hier dadurch gelöst, dass die Parteien ihre unzureichende Situationsanalyse korrigieren bzw. ihre Bedürfnisse und In-

teressen neu bestimmen.⁹ Konfliktlösungen beseitigen die Konfliktsachen, die Konflikte enden.

Die zweite Möglichkeit einen Konflikt zu bearbeiten besteht darin, ihn (vorläufig) zu *entscheiden*. Das ist mindestens auf drei Arten möglich. Die erste Möglichkeit ist der Kampf. Die Konfliktparteien tragen den Konflikt unter Einsatz oder Androhung des Einsatzes von Gewalt, Zwang oder Sanktionen aus. Mindestens eine der Konfliktparteien zielt damit darauf, die eigenen Ansprüche vollständig oder möglichst vollständig zu realisieren, also zu siegen. Der Ausgang von Kämpfen ist zu einem großen Teil vom Kräfteverhältnis der Parteien abhängig, aber auch davon, ob und ggf. auf welcher Seite dritte Parteien intervenieren. Kämpfe können in Sieg oder Niederlage enden und sind daher eine riskante Form der Konfliktaustragung; nicht zuletzt deshalb, weil die Kräfteverhältnisse selten präzise zu bestimmen sind und sich im Verlauf von Kämpfen verändern können. Zudem bergen Kämpfe die Gefahr in andauernde Formen der Konfliktaustragung wie den »Stellungskrieg« oder einen »Kalten Krieg« zu münden.¹⁰ Entscheiden lassen sich Konflikte zweitens aber auch durch Verfahren. Dabei wird der Konflikt durch die Parteien selbst oder durch Dritte im Rahmen eines allseits anerkannten Prozedur entschieden (Mehrheitsentscheidung, Schiedsverfahren, Gerichtsentscheidung). In der Sache kann dies, muss aber nicht auf Sieg und Niederlage der Konfliktparteien hinauslaufen.

9 Diese Art der Konfliktbearbeitung ist das Feld der normativ orientierten, d.h. auf faire und vernünftige Lösungen ausgerichteten ökonomischen und juristischen Verhandlungstheorie, die mit der Methode der »prinzipienorientierten Verhandlungen« auf *win-win*- oder integrative Lösungen zielt; vgl. Roger Fisher, William Ury und Bruce Patton: *Getting to Yes. Negotiating an Agreement without Giving In*, London: Random House 1999; Carrie Menkel-Meadow: »Toward another view of legal negotiation. The structure of problem solving«, in: *University of California Los Angeles Law Review* 31, 4 (1984), S. 754–842 und Stuart Diamond: *Getting more. How you can negotiate to succeed in work and life*, New York: Currency 2018, Kap. 7.

10 Kämpfe müssen nicht notwendig auf einen Sieg zielen. Sie können auch eine strategische Option für schwächere Parteien ohne Aussicht auf einen Sieg sein, etwa um die Kosten der Konfliktaustragung für die stärkere Partei so zu erhöhen, dass die Fortführung des Konflikts für diese unattraktiv wird und sie zu anderen Formen der Konfliktbearbeitung bewegt werden kann.

Vielmehr kann die Dezision auch in einem Kompromiss bestehen. Konflikte können drittens auch dadurch entschieden werden, dass eine der Konfliktparteien einseitig darauf verzichtet, ihre Ansprüche weiterhin geltend zu machen, also kapituliert. Kapitulationen müssen nicht nur der Übermacht der gegnerischen Konfliktpartei geschuldet sein, sie können auch Ergebnis der Einsicht sein, dass die potenziellen direkten und indirekten Kosten einer Konfliktaustragung die erhofften Effekte realisierter Ansprüche übertreffen würde. Der Volksmund fasst entsprechende Überlegungen unter die Formel: »Der Klügere gibt nach«. Alle diese Formen der Entscheidung beenden zumindest zeitweise die Konfliktaustragung, sie schaffen aber in aller Regel nicht die dem Konflikt zu Grunde liegende Ursache aus der Welt.

Schließlich lassen sich Konflikte auch mindestens auf drei Weisen *regulieren*. Ein Konflikt wird reguliert, wenn es den Konfliktparteien gelingt einen Weg zu finden, der den Konflikt beruhigt, vorübergehend stillstellt oder seine Intensität und Dynamik dämpft. Eine erste Möglichkeit der Regulierung besteht darin, dass die Parteien übereinkommen, ihren Konflikt vorläufig ruhen zu lassen, also ihre Ansprüche vorerst nicht geltend zu machen.¹¹ Zu diesem Zweck können sie den Konflikt entweder vertagen oder sich darauf einigen, ihre konfligierenden Ansprüche (vorläufig) nebeneinander bestehen zu lassen (»agreeing to disagree«).¹² Eine zweite Regulierungsmöglichkeit ist der Tausch (im Englischen häufig als »deal« bezeichnet): Eine Konfliktpartei bietet der anderen etwas für sie mindestens Gleichwertiges an, wenn diese dafür auf die Verfolgung ihres konfligierenden Anliegens verzichtet. Der Tausch geht zwar für beide Parteien mit einem »Opfer«, also dem Verzicht auf etwas, einher, aber dieser Verzicht wird vollständig kompensiert, nicht selten sogar überkompensiert.¹³ Zu einer Überkompensation kann es etwa kommen, wenn Parteien über mehr

-
- 11 Martin P. Golding: »The Nature of Compromise. A Preliminary Inquiry«, in: J. Roland Pennock und John W. Chapman (Hg.), *Compromise in Ethics, Law and Politics*, New York: New York University Press 1979, S. 3–25, hier S. 6.
 - 12 Das ist etwa eine der Grundlagen des von Hanna Lerner herausgearbeiteten »incrementalist approach to constitution-making« vgl. Hanna Lerner: *Making Constitutions in Deeply Divided Societies*, Cambridge: Cambridge University Press 2011.
 - 13 G. Simmel: *Soziologie*, S. 376. Vgl. zu Tausch und Kompromiss bei Simmel auch Christian Papilloud und Cécile Rol: »Compromise, Social Justice and Resistance.

als eine Sache streiten, sie die Streitgegenstände aber unterschiedlich wertschätzen. Stellen wir uns vor, zwei Geschwister dürfen freitags das Abendprogramm gestalten, also sowohl bestimmen, was beim Abendessen gegessen wird (Pizza oder Burger), als auch, welcher Film am Abend gemeinsam geschaut wird (»Barbie« oder »Wonka«). Wenn dem einen Geschwister Pizza wichtiger ist als Barbie zu schauen und das andere Geschwister Wonka mehr schätzt als Burger zu essen, können sie einen für beide Seiten äußerst vorteilhaften »deal« schließen (Pizza und Wonka) – dann bekommen nämlich beide etwas, was ihnen wichtiger ist, und verzichten auf etwas, was ihnen weniger wichtig ist.¹⁴ Charakteristisch für den Tausch ist daher, dass beide Parteien mindestens gleich viel (Äquivalententausch) oder mehr erhalten (vorteilhafter Tausch) als sie opfern. Eine dritte Möglichkeit der Konfliktregulierung ist schließlich der Kompromiss. Bei einem Kompromiss einigen sich beide Parteien auf – oder akzeptieren zumindest – eine Regelung des Konfliktes, bei der beide einen Teil ihrer Ansprüche realisieren können, beide aber auch auf Teile ihrer Ansprüche verzichten, also Konzessionen machen.¹⁵ Die konkrete Verteilung des Ausmaßes von realisierten Ansprüchen und Konzessionen der Konfliktparteien wird in der Regel durch das Kräfteverhältnis der Parteien bestimmt.

2.3 Varianten des Kompromisses

Kompromisse können allerdings sehr unterschiedlich ausgestaltet sein. Ein erster Unterschied ergibt sich aus dem *Konfliktniveau*. Hier lassen sich mindestens zwei Typen von Kompromissen unterscheiden. Der erste Typus lässt sich am Beispiel einer typischen Verkaufsverhandlung

An Introduction to the Political Sociology of Georg Simmel«, in: Social Science Information 43, 2 (2004), S. 205–231.

- 14 In der Verhandlungsforschung wird die Technik für die Herbeiführung einer solchen Konstellation als »Vergrößerung des Kuchens« bezeichnet. Ein Beispiel für diese Technik ist die Praxis des »logrolling« im US-amerikanischen Kongress.
- 15 Dieses Charakteristikum begründet die grundsätzliche Ambivalenz von Kompromissen: man kann die teilweise Realisierung der Ansprüche betonen, also den Gewinn, oder aber die erforderlichen Konzessionen, also den Verzicht. Die jeweilige Rahmung des Kompromisses spielt seit jeher für seine Rezeption (und seine Wertschätzung) eine bedeutsame Rolle.

(etwa über einen Gebrauchtwagen) illustrieren. Die Käuferin hat Vorstellungen darüber, was sie maximal zu zahlen bereit ist, der Verkäufer darüber, was er mindestens erzielen will. Wenn beide diese Bedingung bei einem Kaufabschluss erfüllt sehen, machen sie ein »gutes Geschäft«. Denn für beide handelt es sich dann zumindest um einen Äquivalententausch. Allerdings wird durch diese beiden Vorstellungen in vielen Fällen ein Verhandlungsspielraum erzeugt.¹⁶ Innerhalb dieses Verhandlungsspielraums wollen beide nicht nur ein gutes, sondern ein möglichst vorteilhaftes Geschäft machen – die Käuferin möchte nicht das maximale, sondern so wenig wie möglich zahlen, der Verkäufer nicht nur das Minimum, sondern so viel wie möglich Erlösen. Am Ende trifft man sich in solchen Situationen irgendwo »in der Mitte«: Beide werden Abstriche von ihren Maximalerwartungen machen müssen. Aber noch einmal: Sofern ihre Ausgangsbedingungen nicht über- bzw. unterschritten werden, machen beide mindestens ein »gutes«, in vielen Fällen sogar ein »vorteilhaftes« Geschäft. Es handelt sich (vom Ergebnis her) eher um einen wechselseitig vorteilhaften Tausch als um einen Kompromiss (oder doch zumindest um eine Mischung aus Tausch und Kompromiss).¹⁷ Diesen Typus von Kompromiss nennt Margalit daher einen »blutleeren Kompromiss«.¹⁸

Der zweite Typus wird durch diejenigen Fälle gebildet, in denen es einen solchen Verhandlungsspielraum nicht gibt. Diese Konstellation tritt vor allem bei Konflikten auf, bei denen grundlegende, sich wechselseitig ausschließende Positionen verfochten werden (wie bei den Konflikten um die friedliche Nutzung der Atomenergie oder die Regelung des Schwangerschaftsabbruchs) oder bei denen die umstrittenen Konfliktgegenstände als unteilbar angesehen werden (wie bei vielen Territorial-

16 Die Verhandlungsforschung bezeichnet dies als »positive zone of possible agreement«; vgl. G. Richard Shell: *Bargaining for advantage. Negotiation strategies for reasonable people*, New York: Penguin Books 2018, S. 33.

17 Welches der beiden Elemente, der Tausch oder der Kompromiss, bei der Konfliktbearbeitung dominiert, hängt sowohl von der Deutung von Situation und Kontext durch die Akteure als auch von den (tatsächlichen, unterstellten, wahrgenommenen) Interaktionsorientierungen (z.B. kooperativ oder kompetitiv) der Konfliktparteien ab. Die oben analytisch unterschiedenen Konfliktbearbeitungsformen lassen sich also nicht umstandslos in der Wirklichkeit identifizieren.

18 A. Margalit: *On Compromise*, S. 39.

konflikten). Wird ein solcher Konflikt durch einen Kompromiss geregelt, müssen beide Parteien zum Teil erhebliche Abstriche von ihren Ansprüchen machen. Hier macht niemand ein »gutes Geschäft« oder gar einen vorteilhaften Tausch, vielmehr müssen alle schmerzhaften Verluste hinnehmen. Auch wenn zumindest ein Teil der eigenen Ansprüche realisiert werden kann und selbst wenn der Kompromiss in der jeweiligen Situation die relativ beste, also vorzugswürdige Option ist, um den Konflikt zu bearbeiten, verlieren bei dieser Variante in gewisser Weise alle Parteien.¹⁹

Ein zweiter Unterschied betrifft das *Anspruchsniveau*, also die Frage, was mit einem Kompromiss erreicht werden soll. Ein erstes Anspruchsniveau besteht im Ausmaß der Realisierung strittiger Ansprüche. Auf dieser Basis können Kompromisse mit anderen Konfliktbearbeitungstechniken daraufhin verglichen werden, ob und inwieweit sie es besser als andere zur Verfügung stehende Konfliktbearbeitungsoptionen erlauben, die eigenen Ansprüche unter den gegebenen Umständen so weit wie möglich zu realisieren. Genügen sie diesem Kriterium, kann man sie als mehr oder weniger vorteilhaft bezeichnen.

Akteure in einem Konflikt zielen aber nicht nur darauf, den umstrittenen Anspruch zu realisieren, sondern sie verfolgen auch weitere Interessen und Anliegen, die sie gegenwärtig sowie in Zukunft verwirklichen wollen. Dazu gehört nicht zuletzt das Anliegen, die Bedingungen für die künftige Realisierung eigener Anliegen zu reproduzieren bzw. nicht zu gefährden, also etwa die Fähigkeit und Bereitschaft zu weiterer gesellschaftlicher Kooperation. Ein zweites Anspruchsniveau des Kompromisses besteht daher darin, die Effekte der Realisierung der im Konflikt strittigen Ansprüche auf diese anderen Interessen und Anliegen mitzuberücksichtigen. Genügen Kompromisse diesem Kriterium, kann man sie als mehr oder weniger rational (oder klug) bezeichnen.

Schließlich können Akteure in einem Konflikt mit einem Kompromiss nicht nur den im Konflikt umstrittenen Anspruch sowie weitere eigene Interessen und Anliegen zu realisieren trachten, sie können dar-

19 Frank Haldemann: *Transitional Justice for Foxes. Conflict, Pluralism and the Politics of Compromise*, Cambridge und New York: Cambridge University Press 2023, S. 154. Vgl. auch die ähnliche Unterscheidung Slovos von quantitativen und qualitativen Kompromissen bei: Joe Slovo: »What room for compromise?«, in: *African Communist* 130, 3 (1992), S. 36–41, hier S. 38 und F. Haldemann: *Transitional Justice*, S. 150–151.

über hinaus auch die der anderen Konfliktparteien und sogar Dritter in den Blick nehmen und berücksichtigen. Das kann Folge spezifischer Bindungen an Andere – etwa in Partnerschaften und Familien –, es kann aber auch die Folge moralischer Ansprüche sein – etwa einer Verpflichtung auf das Prinzip der Gleichheit. Gemäß diesem Anspruchsniveau dürfen Kompromisse nicht bloßer Ausdruck der Kräfteverhältnisse der Konfliktparteien sein. Wenn sie dieses Kriterium erfüllen – etwa indem man das Ergebnis so betrachten kann »als ob« es Folge neutralisierter Machtverhältnisse, wechselseitiger Anerkennung der Konfliktparteien, ernsthafter Prüfung der Ansprüche der Gegenseite und einer Berücksichtigung der externen Effekte für andere wäre – dann kann man sie als mehr oder weniger »fair« bezeichnen.²⁰

Kompromisse können zudem auch sehr unterschiedliche *Gestalt* annehmen. Ist der Konfliktgegenstand in Einheiten aufteilbar – so wie et-

20 Eine Reihe von Forscherinnen und Forschern vor allem in Politischer Philosophie und Theorie plädiert dafür, den Begriff des Kompromisses für dieses dritte Anspruchsniveau zu reservieren und beim ersten, ggf. auch beim zweiten Anspruchsniveau von »*settlement*«, »*modus vivendi*« oder »*bargain*« zu sprechen; vgl. Daniel Weinstock: »On the Possibility of Principled Moral Compromise«, in: *Critical Review of International Social and Political Philosophy* 16, 4 (2013), S. 537–556, hier S. 539 und Daniel Weinstock: »Compromise, Pluralism, and Deliberation«, in: *Critical Review of International Social and Political Philosophy* 20, 5 (2017), S. 636–655, hier S. 639. Diese begriffliche Empfehlung ist durch das Interesse an der moralischen Qualität von Kompromissen, also ihrer Fairness, Legitimität oder Rechtfertigung motiviert. Gegen diesen begrifflichen Vorschlag spricht einerseits, dass ein eingeführter Begriff der Konfliktregelung (mit breitem Anwendungsfeld) dann für ein empirisch eher seltenes Phänomen reserviert würde, einfach weil sich die vielfach geforderten Bedingungen (Gewaltlosigkeit, wechselseitige Anerkennung, Machtgleichheit) nur selten herstellen lassen. Andererseits droht mit einer solchen Beschränkung nicht nur die empirische Vielfalt dieses Typus der Konfliktregulierung aus dem Blick zu geraten, es werden auch die positiven Effekte von Kompromissen des ersten und zweiten Anspruchsniveaus (Vermeidung von Kampf, Ressourcenschonung, Beschränkung von Konfliktniveau und -dynamik, Sicherung von Kooperation) unzureichend (normativ) gewürdigt; vgl. Joseph H. Carens: »Compromises in Politics«, in: J. Roland Pennock und John W. Chapman (Hg.), *Compromise in Ethics, Law and Politics*, New York: New York University Press 1979, S. 123–141, hier S. 140.

wa das Ausmaß von Lohnerhöhungen in einem Tarifkonflikt – kann man sich »in der Mitte treffen«. Bei Konfliktgegenständen, die nicht in dieser Weise teilbar sind – etwa wenn ein Ehepaar gemeinsam Essen gehen will, beide aber unterschiedliche Präferenzen mit Blick auf die Wahl des Restaurants haben²¹ – kann die zeitliche Perspektive erweitert und zwischen den Alternativen gewechselt werden. Darüber hinaus gibt es – vor allem bei Konflikten über moralische Fragen wie der Regelung des Schwangerschaftsabbruches – auch »integrative Kompromisse«, bei denen beide moralischen Positionen anerkannt werden (auch dies ist oft schon ein erstes Zugeständnis), die aber vor allem auf der Ebene der Umsetzung mit beiderseitigen Konzessionen verbunden sind, weil hier die verfochtenen Positionen nur teilweise realisiert werden.²²

Schließlich können Kompromisse *auf sehr unterschiedliche Weisen zustande kommen*. Häufig gehen Kompromissen Verhandlungen zwischen den Konfliktparteien voraus, die in eine freiwillige, von allen Parteien getragene Vereinbarung münden.²³ Kompromisse können aber durch-

-
- 21 Das ist die Konstellation des berühmten »*battle of the sexes*« der ökonomischen Spieltheorie, in der die Parteien gemeinsame und konfligierende Interessen haben.
 - 22 Vgl. u.a. Ulrich Willems: Wertkonflikte als Herausforderung der Demokratie, Wiesbaden: Springer VS 2016, S. 265–268. Vgl. zur Unterscheidung verschiedener Kompromissformen u.a. Dankwart A. Rustow: *The Politics of Compromise. A Study of Parties and Cabinet Government in Sweden*. Princeton: Princeton University Press 1955, S. 231–232 und Klaus Günther: *Politik des Kompromisses. Disensmanagement in pluralistischen Demokratien*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006, S. 39–45. Eine systematische Typologie unterschiedlicher Formen von Kompromissen ist nach wie vor ein dringendes Desiderat der Forschung.
 - 23 Die Forschung zum Kompromiss sowie die Verhandlungsforschung unterscheiden in aller Regel zwischen zwei Typen von Verhandlungen, zumeist mit den Begriffen »*bargaining*« und »*negotiation*«, vgl. G. R. Shell: *Bargaining*, S. xiii und M. P. Golding: *Nature*, S. 14–17. Bei der ersten Variante nehmen die Parteien sich als Konkurrenten oder Gegner wahr und sind strikt und ohne jede Beschränkung des Mitteleinsatzes auf die Maximierung des eigenen Vorteils ausgerichtet – Luban hat dies treffend als »*jiu jitsu-approach*« charakterisiert; David Luban: »*Bargaining and Compromise. Recent Work on Negotiation and Informal Justice*«, in: *Philosophy & Public Affairs* 14, 4 (1985), S. 397–416, hier S. 398. Bei der zweiten Variante nehmen sich die Parteien als Kooperationspartner wahr, verzichten auf Mittel wie Täuschung und Manipulation und orientieren sich bei der

aus auch von dritten Parteien oder Vermittlern vorgeschlagen und ggf. sogar durchgesetzt werden.²⁴ Verhandlungen sind daher – anders als in der Forschung zum Kompromiss häufig behauptet – kein notwendiger Bestandteil von Kompromissen.²⁵ Umgekehrt müssen Verhandlungen nicht unbedingt der Kompromisssschließung dienen, sondern können auch auf andere Formen der Konfliktbearbeitung – wie etwa integrative Lösungen – abzielen.

Wie die meisten Formen der Konfliktentscheidung beseitigen auch die meisten Formen der Konfliktregelung, darunter der Kompromiss, nicht die Konfliktursache. Beide Formen der Konfliktbearbeitung sind daher tendenziell befristet. Insbesondere Kompromisse können sich jedoch als so funktional erweisen, dass sie dauerhafte Geltung erlangen – worüber ihr Kompromisscharakter häufig in Vergessenheit gerät. Das lässt sich bei vielen Verfassungen wie etwa der US-amerikanischen und dem Grundgesetz beobachten.²⁶

Suche nach einer Konfliktregelung an geteilten (normativen) Maßstäben; vgl. ebd., S. 399. Reale Verhandlungssituationen dürften in der Regel auf einem Kontinuum zwischen diesen beiden Polen angesiedelt sein.

- 24 Das aus dem römischen Recht (»compromissum«) stammende mittelalterliche Schiedsgericht kannte zwei Verfahrensalternativen, nämlich eine an die Zustimmung der Parteien gebundene (minne) und eine autoritativ ergehende Variante (recht) – beide Optionen konnten (auch) auf einen Kompromiss hinauslaufen. Diesen Hinweis verdanke ich Masaki Taguchi. Auch Eltern dürften bei Versuchen der Streitschlichtung zwischen ihren Kindern durch einen Kompromiss häufig vor diesen beiden Alternativen stehen.
- 25 Zanetti etwa erachtet in ihrer lesenswerten, weil facettenreichen Betrachtung des Kompromisses aus philosophischer Perspektive »Verhandlung« neben »Freiwilligkeit« und »Gewaltlosigkeit« als zentrales Charakteristikum des Kompromisses; V. Zanetti: Spielarten, S. 34–38. Bei Zanetti bleibt jedoch unklar, ob ihre Definition (eher) vom Interesse an einer begrifflichen Erschließung der breiten und vielfältigen Praxis des Kompromisssschließens oder vom Interesse an der moralischen Qualität von Kompromissen, also ihrer Fairness, Legitimität oder Rechtfertigung motiviert ist. Vgl. zu Zanetti: Ulrich Willems: »Zur Konstitutionslogik des Kompromisses als robustem Konfliktregelungsmechanismus. Ein Kommentar zu Spielarten des Kompromisses«, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 77, 3 (2023), S. 377–381, wo einige der hier dargelegten Bestimmungen und Argumente entwickelt wurden.
- 26 Vgl. auch Marcus Llanque: »Verfassungskompromisse«, in: ders und Daniel Schulz (Hg.), Verfassungsidee und Verfassungspolitik, Berlin: de Gruyter 2014,

2.4 Die besondere Leistungsfähigkeit des Kompromisses

Bestimmungen der Leistungsfähigkeit des Kompromisses kranken häufig daran, dass sie nicht in einem systematischen Vergleich mit anderen Techniken der Konfliktbearbeitung vorgenommen werden. Vielfach wird der Kompromiss entweder allein betrachtet oder nur mit einer anderen Konfliktregelungstechnik verglichen, und dieser Vergleich beschränkt sich zudem meist auf wenige Dimensionen.²⁷ Zudem wird der Kompromiss in der Regel nur als einmaliges Ereignis betrachtet und nicht als soziale Praxis, die sich über die Zeit erstreckt und deren Ergebnisse in der Regel unter veränderten Umständen bestritten, revidiert, aber auch verbessert werden. Die besondere Leistungsfähigkeit des Kompromisses wird aber erst dann sichtbar, wenn man ihn mit Blick

S. 387–393. Simmel diskutiert auch noch »Versöhnung« und »Verzeihung« als Formen des Umgangs mit (in der Regel vergangenen) Konflikten; vgl. G. Simmel: Soziologie, S. 376–382. Anders als die bisher vorgestellten Formen der Konfliktbearbeitung zielen sie jedoch nicht auf den Umgang mit den Konfliktgegenständen, sondern auf die *Beziehungen* der Konfliktparteien zueinander und sollen die durch den Konflikt beschädigten Verhältnisse wieder herstellen. Versöhnung und Verzeihung setzen in aller Regel eine erfolgreiche Konfliktbearbeitung voraus (können diese aber in einzelnen Fällen auch erleichtern). Die jüngere Forschung zu *transitional justice* betont beide Dimensionen, vgl. zuletzt F. Haldemann: Transitional Justice.

- 27 Die Verhandlungsforschung etwa vergleicht ihn (zumeist in der Variante »splitting the difference«) mit Blick auf die Dimensionen »Ertrag« regelmäßig mit der »win-win« oder der integrativen Konfliktlösung, vgl. S. Diamond: Getting more, S. 153. Juristen bzw. Rechtsphilosophen vergleichen ihn demgegenüber mit Blick auf die Dimension Fairness und/oder Gerechtigkeit in der Regel mit gerichtlicher Dezision, vgl. Owen M. Fiss: »Against settlement«, in: The Yale Law Journal 93, 6 (1984), S. 1073–1092 und Thomas Gutmann: »Rechte und Kompromisse. Rezension zu Véronique Zanetti, Spielarten des Kompromisses«, in: Rechtswissenschaft. Zeitschrift für rechtswissenschaftliche Forschung 14, 2 (2023), S. 266–276. Politische Philosophen nehmen in der Regel keine Bestimmung der Leistungsfähigkeit des Kompromisses (erst recht nicht im Vergleich) vor, sondern kaprizieren sich gleich auf die Dimension seiner Legitimität, vgl. zuletzt V. Zanetti: Spielarten.

auf ein breites Repertoire an Kriterien mit dem gesamten Spektrum der Konfliktbearbeitungstechniken vergleicht.²⁸

Einsetzbarkeit: Zunächst einmal ist der Kompromiss universell einsetzbar, weil sich prinzipiell alle Konflikte durch einen teilweisen Verzicht auf eigene Ansprüche regeln lassen.²⁹ Auch andere Formen der Konfliktentscheidung und -regelung wie der Kampf und der Tausch sind in ähnlicher Weise universell einsetzbar. Demgegenüber sind Konfliktlöstechniken nur in Konstellationen sinnvoll einsetzbar, in denen eine Fehlperzeption, ein Fehltrail oder eine Fehleinschätzung der Situation bzw. von Bedürfnissen und Interessen vorliegt. Gerade die universelle Einsetzbarkeit des Kompromisses wird in der konfliktsoziologischen Forschung zwar vielfach bestritten, da er für unteilbare Konfliktgegenstände sowie für Konflikte, die wie Wertkonflikte auf einem grundlegendem (normativen) Dissens beruhen, nicht geeignet sei.³⁰ Allerdings liegt diesen Urteilen vielfach eine Verwechslung von technischer Unmöglichkeit mit fehlender Bereitschaft und/oder normativer Wünschbarkeit zu Grunde. Sie beruhen in der Regel zudem auch nicht auf systematischer empirischer Forschung. Vielmehr wird die beschränkte Leistungsfähigkeit häufig nur suggeriert, indem implizit mit einem spezifischen Typus von Kompromiss (»in der Mitte treffen«, »den Kuchen aufteilen«) operiert wird, der bei »unteilbaren« Konfliktgegenständen dann offensichtlich nicht funktionieren kann. Das lässt aber zum einen – worauf schon Simmel selbst hingewiesen hat – außer acht, dass auch unteilbare Konfliktgegenstände ganz oder teilweise substituiert werden können.³¹ Es lässt zum anderen außer acht, dass der unterstellte spezifische Typus nicht der einzige Typus von Kompromiss ist. Gerade vermeintlich unteilbare Wertkonflikte lassen sich, wie oben bereits ausgeführt, etwa mit »inkluisiven« Kompromissen regeln.

28 Das kann hier nur exemplarisch ausgeführt werden. Ein systematischer Vergleich der Leistungsfähigkeit von Formen der Konfliktbearbeitung ist ebenfalls ein Desiderat der Forschung.

29 So attestiert ihm etwa auch Shell, eine »useful strategy in every situation« zu sein, vgl. G. R. Shell: Bargaining, S. 109.

30 So schon G. Simmel: Soziologie, S. 374–375.

31 Ebd., S. 375.

Voraussetzungen: Ein weiteres – noch wichtigeres – Charakteristikum für die besondere Leistungsfähigkeit des Kompromisses ist der Umstand, dass er eine relativ voraussetzungsarme Technik der Konfliktbearbeitung ist. So ist zunächst etwa – anders als in der Forschung zum Kompromiss häufig behauptet – Freiwilligkeit keine notwendige Bedingung für das Zustandekommen oder die Akzeptanz von Kompromissen.³² Entscheidend ist allein, ob der gefundene Kompromiss, genauer: das damit erzielte Ergebnis, für die Konfliktparteien vorzugswürdig gegenüber den jeweils aktuell zur Verfügung stehenden anderen Formen der Konfliktbearbeitung ist – nur dann lassen sie sich darauf ein und nur so lange halten sie daran fest.³³ Daher können auch durch

32 Vgl. zuletzt V. Zanetti: Spielarten, S. 36. Hier mag es für das Verständnis der folgenden Argumentation hilfreich sein, noch einmal das Ziel des Essays zu betonen. Es geht darum, einen Begriff des Kompromisses zu entwickeln, der es erlaubt, ihn als diejenige empirisch beobachtbare soziale Praxis der Konfliktbearbeitung, die auf wechselseitigen Konzessionen beruht, in seiner ganzen Breite und Vielfalt epochen- und kulturvergleichend in den Blick zu nehmen. Wie oben bereits angemerkt, ist die normative politische Philosophie oder Theorie, wenn sie sich mit dem Kompromiss beschäftigt, demgegenüber vielfach vor allem daran interessiert, die Bedingungen zu bestimmen, unter denen Kompromisse als fair, legitim oder gerechtfertigt betrachtet werden können. In aller Regel geraten damit jedoch andere, als »settlement« oder »bargain« bezeichnete Formen der Konfliktbearbeitung durch Konzessionen (und ihre Leistungen) entweder ganz aus dem Blick oder werden als normativ unzureichende Kontrastfolie genutzt. Das ist vor allem deshalb ein Problem, weil so auch die durchaus vorhandenen normativ begrüßenswerten Effekte dieser anderen Formen von Konfliktbearbeitung durch Konzessionen – *weniger* Gewalt, *weniger* »beschädigtes« Leben – nicht berücksichtigt und/oder geringgeschätzt werden – eine Sichtweise, die die Betroffenen in vielen Fällen wohl kaum teilen werden. Es empfiehlt sich daher, die »Moralität« von Formen von Konfliktbearbeitung durch Konzessionen nicht (nur) über einen (Schwellen-)Wert (z.B. Gewaltlosigkeit), sondern als graduell (*mehr oder weniger* Gewalt) zu bestimmen. Dann entfällt auch die (vermeintliche) Notwendigkeit, Reichweite und Verwendung des Begriffs »Kompromiss« gegen den allgemeinen Sprachgebrauch artifiziell zu beschränken.

33 Weil es das Ergebnis ist, von dem im Wesentlichen die konfliktregulierende Wirkung ausgeht, ist es auch nicht sinnvoll, den Kompromiss über das Ergebnis und den Prozess, der zu ihm führt, zu definieren, so aber etwa M. P. Golding: Nature, S. 8–9; Peter Jones und Ian O'Flynn: »Internal Conflict, the International Community and the Promotion of Principled Compromise«, in: Government and Oppo-

dritte Parteien aufgezwungene Kompromisse von den Konfliktparteien nicht nur akzeptiert, sondern sogar als gut erachtet werden. Aus den gleichen Gründen bedarf es auch keiner gesonderten Verpflichtung der Parteien auf das Ergebnis oder des Vertrauens auf die Bereitschaft der anderen Konfliktparteien, sich an den Kompromiss zu halten.³⁴

Mit der ebenfalls häufig als Voraussetzung genannten Gewaltlosigkeit verhält es sich komplizierter. Zunächst besteht in konkreten Konfliktkonstellationen typischerweise ein hohes Maß an Unsicherheit über die Vorzugswürdigkeit unterschiedlicher Konfliktbearbeitungsoptionen. So kann es durchaus rational sein kann, die Stärke des Gegenübers zu testen oder die Nachteile einer offenen Konfliktaustragung zu demonstrieren – das zeigen Tarifverhandlungen, das zeigt sich aber auch häufig am Ende von Kriegen, bei denen die Konfliktparteien zwischen Verhandlungen und Phasen wieder aufflammender Gewalt wechseln.³⁵

sition 47, 3 (2012), S. 395–413, hier S. 398–399; Theodore M. Benditt: »Compromising Interests and Principles«, in: J. Roland Pennock und John W. Chapman (Hg.), *Compromise in Ethics, Law and Politics*, New York: New York University Press (1979), S. 26–37, hier S. 30; Arthur Kuflik: »Morality and Compromise«, in: J. Roland Pennock und John W. Chapman (Hg.), *Compromise in Ethics, Law and Politics*, New York: New York University Press (1979), S. 38–65, hier S. 39–40 und zuletzt V. Zanetti: *Spielarten*, S. 21. Vielfach geht damit eine explizite Beschränkung der Reichweite des Begriffs auf solche Prozesse (Verhandlungen) einher, an denen die Konfliktparteien beteiligt sind; vgl. P. Jones und I. O'Flynn: *Internal Conflict*, S. 398–399; V. Zanetti: *Spielarten*, S. 21; anders M. P. Golding: *Nature*, S. 8. Empirisch spielen aber historisch wie gegenwärtig auch verordnete oder sogar aufgezwungene Kompromisse eine wichtige konfliktregulierende Rolle – die Konfliktparteien können, auch wenn sie selbst nicht beteiligt waren, realisieren, dass die vorgeschlagene oder verordnete Kompromissregelung gegenüber allen denkbaren Alternativen für sie das beste verfügbare Ergebnis ist und sie deshalb akzeptieren oder zumindest hinnehmen.

34 Zur Verpflichtung siehe P. J. Dobel: *Compromise*, S. 63; Zum Vertrauen M. P. Golding: *Nature*, S. 18.

35 Allerdings ist nicht jeder Einsatz von Gewalt oder Zwang begrifflich mit dem Kompromiss als Konfliktregelungstechnik vereinbar. So stellt es etwa eine Überdehnung des Begriffs dar, wenn – mit vorgehaltener Waffe vor die Wahl »Geld oder Leben« gestellt – das Herausrücken der Geldbörse als »Kompromiss« bezeichnet würde. In einem solchen Fall dürfte es angemessener sein, von einer (in dieser Situation durchaus vernünftigen) Kapitulation zu sprechen.

Die Konfliktparteien müssen sich auch nicht – wie in der Forschung häufig behauptet – in irgendeiner Weise wechselseitig »respektieren«, »anerkennen« oder als »vertrauenswürdig« erachten.³⁶ Notwendig ist lediglich, dass die andere Konfliktpartei der eigenen Zielerreichung im Wege steht und dass andere Arten und Weisen des Umgangs mit dem Konflikt, darunter die offene Konfliktaustragung, keine vorzugswürdige Alternative darstellen.³⁷ Kompromisse können daher auch »mit dem Teufel« geschlossen werden, und dies geschieht auch in der Praxis – ob sie es sollten, darüber lässt sich wiederum trefflich (moralisch) streiten.³⁸

Kompromisse müssen zudem auch nicht »fair« sein. Zwar muss bei einem konkreten Kompromiss das jeweilige Ausmaß der Konzessionen und der realisierten Ansprüche zwischen den Konfliktparteien verteilt werden – was in der Regel keineswegs gleichmäßig erfolgt, weil es, wie oben bereits erwähnt, von der relativen Stärke der Konfliktparteien abhängt. Für die Funktion von Kompromissen als akzeptable Konfliktregelungstechnik reicht es jedoch aus, wenn sie in einer konkreten Konfliktkonstellation für alle Parteien im Vergleich zu den anderen zur Verfügung stehenden Konfliktbearbeitungsoptionen vorzugswürdig sind.³⁹ Diese Vorzugswürdigkeit hat ihren wesentlichen Grund darin, dass die Konfliktparteien nicht alles verlieren, sondern, so schmerzhaft die Konzessionen für sie auch sein mögen, zumindest einen Teil ihrer Ansprüche realisieren können.⁴⁰

36 Vgl. M. P. Golding: *Nature*, S. 16; T. M. Benditt: *Compromising*, S. 28 und zuletzt V. Zanetti: *Spielarten*, S. 35.

37 Diese Idee verdanke ich Jens Gurr.

38 Vgl. Robert H. Mnookin: *Bargaining with the devil. When to negotiate, when to fight*, New York: Simon & Schuster 2011.

39 Ob sie das sind, ist abhängig von den subjektiven Einschätzungen der Parteien. Selbst schwächere Parteien können die offene, gar eine gewaltsame Konfliktaustragung vorziehen, selbst wenn sie mit einem hohen Risiko verbunden ist, zu verlieren, weil die Kosten eines Kompromisses für sie untragbar sind. Dass der Kompromiss eine relativ voraussetzungsarme Technik der Konfliktregelung ist, bedeutet nicht, dass er in jedem Fall die beste verfügbare ist.

40 Dass Freiwilligkeit, Gewaltlosigkeit oder wechselseitiger Respekt nicht zu den notwendigen Bedingungen für Kompromisse als effektiver Konfliktregelungstechnik zählen, heißt aber nicht, dass sie für das Zustandekommen, die Tragfä-

Schließlich ist der Kompromiss noch in einer weiteren Dimension relativ voraussetzungsarm: Er erfordert einen eher geringen Ressourceneinsatz, weil die Kosten im Wesentlichen *im Verzicht* auf Teile der eigenen Anliegen bestehen. Demgegenüber erfordert der Tausch erhebliche Ressourcen – man muss schließlich etwas zum Tausch anzubieten haben. Konfliktlösungstechniken wie Konsens und integrative Lösungen erfordern Zeit und andere Ressourcen für Diskussionen oder Verhandlungen, ohne dass garantiert ist, ob diese Investitionen sich rentieren, weil unklar ist, ob der Konflikt tatsächlich auf Fehltritten oder falschen Situationsperzeptionen beruht. Werden Kompromisse auf dem Weg von Verhandlungen angestrebt, erfordert dies auch Zeit und andere Ressourcen, und auch hier ist nicht garantiert, dass die Parteien sich auf eine Regelung einigen werden. Im Unterschied zu Konfliktlösungstechniken steht die Option aber grundsätzlich zur Verfügung, weil der Kompromiss, wie oben gezeigt, universell einsetzbar ist.

Risiko: Darüber hinaus ist der Kompromiss eine vergleichsweise risikoarme Konfliktbearbeitungstechnik. Anders als bei allen Formen der Konfliktentscheidung (Kampf, Entscheidung durch Dritte, etwa Gerichte, oder Mehrheitsentscheidungen) steht hier nicht alles auf dem Spiel, droht nicht eine vollständige Niederlage, sondern die Konfliktparteien können zumindest Teile ihrer Anliegen realisieren.

Sicherheit: Wie der Kompromiss so beendet auch ein Sieg in vielen Fällen nicht den Konflikt. Anders als beim Kompromiss, bei dem auch die schwächere Partei zumindest Teile ihrer Anliegen zu realisieren vermag, müssen siegreiche Konfliktparteien aber in viel stärkerem Maße damit rechnen, dass die unterlegene Partei nur auf einen günstigen Moment wartet oder sich langfristig darauf vorbereitet, das Blatt zu wenden. Solche Konflikte können, wie einige »Nationalitätenkonflikte« zeigen, Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte überdauern, was zu einem hohen Maß permanenter Unsicherheit führt (und Aufmerksamkeiten und Ressourcen bindet). Aber schon der Versuch, einen Konflikt durch Kampf zu entscheiden, kann zu hoher Unsicherheit führen. Denn Konflikte können eskalieren und unversöhnlicher werden: Es wird zu härteren Mitteln gegriffen, die eigenen Ansprüche werden ausgeweitet und verabsolutiert,

higkeit oder die Dauerhaftigkeit von Kompromissen nicht förderlich sein können.

das Ausmaß der Feindschaft zwischen den Konfliktparteien nimmt zu, die direkten und indirekten Konfliktkosten steigen und die Chancen des Rückgriffs auf andere Weisen des Umgangs mit dem Konflikt nehmen ab. Kompromisse sind demgegenüber viel eher in der Lage, solchen Dynamiken entgegenzuwirken.

Robustheit: Schließlich ist der Kompromiss eine robuste, weil sich häufig selbststabilisierende Konfliktbearbeitungstechnik. Akteure wählen einen Kompromiss, wenn er die beste verfügbare Handlungsoption ist, und zwar, weil die Alternativen riskanter, unsicherer und/oder kostspieliger sind. In der Regel haben die Konfliktparteien daher ein Interesse daran, das eine getroffene Regelung auf der Basis wechselseitiger Zugeständnisse zumindest auf begrenzte Zeit bestehen bleibt – zumindest solange sich die Umstände nicht grundlegend ändern.

Diese exemplarische vergleichende Untersuchung der Leistungsfähigkeit des Kompromisses zeigt, dass es sich bei ihm um eine universell einsetzbare, ausgesprochen voraussetzungsarme, risikoarme, Sicherheit gewährende und robuste Technik der Konfliktregelung handelt. Es ist diese vergleichsweise hohe Leistungsfähigkeit im Umgang mit einer der zentralen Herausforderungen menschlicher Gesellschaften, ihren Konflikten, die Simmels Urteil rechtfertigt, der Kompromiss sei eine der größten Erfindungen der Menschheit. Darüber hinaus – soviel sei denjenigen zugestanden, die den Kompromiss als eine voraussetzungsvolle Konfliktregelungstechnik beschreiben, die etwa wechselseitigen Respekt der Konfliktparteien erfordert – lässt er sich natürlich auch für spezifische Zwecke »aufrüsten«. Aber (um es mit Hilfe einer Analogie zu verdeutlichen): Auch das Rad, ebenfalls eine der großen Erfindungen der Menschheit, gibt es in vielen Varianten und für unterschiedliche Einsatzzwecke. Und nicht mit jeder Variante, die an ein Auto oder ein Fahrrad montiert wird, lässt sich ein Formel 1-Rennen oder ein Berg- oder Zeitfahren bei der Tour de France gewinnen. Einfachere und nicht perfekte Varianten sind für den Alltag geeigneter, verfügbarer und deutlich kostengünstiger – und es handelt sich ohne Zweifel um Räder. Bezeichnen wir das Rad als eine der größten Erfindungen der Menschheit, weil sich damit professionelle Auto- oder Fahrradrennen gewinnen lassen oder doch eher, weil es unseren Alltag in Wirtschaft und Gesellschaft so grundlegend verändert und erleichtert hat? Zudem sind viele der zusätzlichen Bedingungen für den Kompromiss – wie Freiwilligkeit, Gewaltlosigkeit und wechselseitiger Respekt – leichter

am Schreibtisch auf dem Papier gefordert als in der Praxis herstellbar. Die vorgestellte »Brot- und Butter«-Variante des Kompromisses bleibt daher die unverzichtbare Basisvariante, und selbst diese Basisvariante kann mit normativ schätzenswerten Effekten, gleichsam mit »Moralität in kleiner(er) Münze«, aufwarten.

2.5 Der Kompromiss als Element von Strategien der Konfliktbearbeitung

Konflikte sind keine isolierbaren Episoden wie es die (ökonomische) Spieltheorie so häufig für ihre eleganten Modellierungen annimmt. Sie sind vielmehr auf vielfältige Weise mit ihrem sozialen Kontext verwoben. Das hat Folgen für die Wahl von Formen der Konfliktbearbeitung.

Zunächst haben Konflikte selten eine einzelne Konfliktursache. In Tarifkonflikten geht es sehr oft nicht allein um das Ausmaß von Lohn-erhöhungen, vielmehr auch um Fragen von Status, Anerkennung und Gerechtigkeit. Der Konflikt über die Regelung des Schwangerschaftsabbruchs dreht sich nicht nur um die moralische Frage nach dem Status des Embryos und die Abwägung des Lebensrechts des Embryos im Verhältnis zur reproduktiven Autonomie von Frauen, sondern er berührt auch Fragen des relativen Status der Geschlechter, der materiellen Unterstützung von Schwangeren und Eltern, der Handlungsmöglichkeiten der relevanten Professionen – und er hat Auswirkungen auf das Ausmaß der Forschungsfreiheit (Stammzellforschung). Das verschafft den Konfliktparteien einen Spielraum bei der (sozial wirksamen) Definition der Konfliktsituation.

Des weiteren sind Konfliktparteien selten mit nur einem Konflikt konfrontiert. Sie haben jenseits ihrer Konflikte zudem noch andere Ziele und Vorhaben, darunter – wie schon erwähnt – zumeist auch grundlegende Interessen wie etwa das, die Bedingungen der Reproduktion sozialer Kooperation sicher zu stellen, aber auch politische und moralische Anliegen wie etwa friedliche Koexistenz, die Funktionsfähigkeit von Demokratie und Gerechtigkeit. Und sie stehen mit den Kontrahenten in einem Konflikt häufig auch noch in vielfältigen anderen sozialen Beziehungen. Schließlich haben sie nicht nur aktuell, sondern auch künftig Interessen, Anliegen und soziale Beziehungen – und Konflikte. Vielfach begegnen sich die Konfliktparteien auch nicht nur einmalig, sondern mehrfach oder immer wieder, sei es – wie Tarifparteien – in dem gleichen strukturellen Konflikt, sei es – wie Parteien im Parlament oder in

einer Koalitionsregierung – bei sehr verschiedenen Konflikten. Das Verhalten in einem Konflikt hat daher erhebliche Auswirkungen auch jenseits dieses Konflikts.

Darüber hinaus müssen die Parteien in einem Konflikt bei der Wahl einer Konfliktbearbeitungsstrategie nicht nur *ihre* Anliegen und die vielfältigen Interdependenzen und Effekte in Rechnung stellen, sondern auch die ihrer jeweiligen Kontrahenten. Denn ob die Wahl einer Konfliktbearbeitungsstrategie Sinn macht, ist auch davon abhängig, wie andere Konfliktparteien reagieren, und das wiederum hängt daran, welche Ziele diese im Konflikt verfolgen, welche Bedeutung der Konflikt für sie hat, mit welchen anderen Konflikten sie konfrontiert sind, welche anderen Anliegen für sie bedeutsam sind, über welche Ressourcen sie verfügen (und wieviel davon sie bereit sind, für die Realisierung des aktuellen Zieles einzusetzen) und welchen Umgang mit Konflikten – kooperativ, kompetitiv, aggressiv – sie pflegen und vorziehen. Ausreichende Informationen darüber zu erhalten, ist vielfach nicht leicht.⁴¹ Wie bereits erwähnt, ist daher oft zu beobachten, dass Konfliktparteien verschiedene Konfliktbearbeitungsformen als »Sonden« einsetzen.

41 Eine Quelle solcher Informationen sind die sozialen Deutungsmuster von Konflikten. Zur relativ gut untersuchten Rolle und den Problemen von Konfliktnarrativen vgl. u.a. Sara Cobb: *Speaking of Violence. The Politics and Poetics of Narrative in Conflict Resolution*, Oxford: Oxford University Press 2013; Daniel Bartal, Neta Oren und Rafi Nets-Zehngut: »Sociopsychological Analysis of Conflict-supporting Narratives. A General Framework«, in: *Journal of Peace Research* 51, 5 (2014), S. 662–675; Sarah Federman: »Narrative Approaches to Understanding and Responding to Conflict«, in: *International Journal of Conflict Engagement and Resolution* 4, Special Issue: Engaging Conflict Narratives. Challenges, Strategies and Horizons (2016), S. 154–171; Ansgar Nünning und Vera Nünning: »Stories as »Weapons of Mass Destruction«. George W. Bush's Narratives of Crisis as Paradigm Examples of Ways of World- and Conflict-Making (and Conflict-Solving?)«, in: Wolfgang Müller-Funk und Clemens Ruthner (Hg.), *Narrative(s) in Conflict*, Berlin und New York: De Gruyter 2017, S. 187–229 und Albrecht Koschorke: *Fact and Fiction. Elements of a General Theory of Narrative*, übers. von Joel Golb, Berlin: de Gruyter 2018, S. 189–199. Zu Konfliktnarrativen und Kompromissen vgl. zuletzt Jens Martin Gurr: »Understanding Conflicts through Conflict Narratives. Narrative Path-Dependencies and the Chances for Compromise«, in: ders. (Hg.), *Understanding Public Debates. What Literary Studies Can Do*, New York und Abingdon: Routledge 2024, S. 171–196.

Schließlich müssen die Konfliktparteien auch den sozialen Kontext berücksichtigen. Damit sind nicht allein die sozio-ökonomischen, politisch-rechtlichen und kulturellen Rahmenbedingungen gemeint. Vielmehr haben Konflikte bzw. Formen ihrer Bearbeitung auch Auswirkungen auf dritte Parteien. Dritte Parteien können daher aus ganz unterschiedlichen Gründen in Konflikte intervenieren (und zur Intervention bewegt werden), sei es als Koalitionspartner, sei es als Vermittler oder Schiedsrichter, sei es als weitere Konfliktpartei. Konflikte (und das Verhalten der Konfliktparteien) werden aber auch durch unterschiedliche Öffentlichkeiten beobachtet und bewertet. Die Reaktionen von dritten Parteien wie die Positionierungen von relevanten Öffentlichkeiten können die Konfliktsituation und die relative Lage der Konfliktparteien erheblich verändern.

Die Wahl einer Form der Konfliktbearbeitung ist also keine einfache Angelegenheit. Um der hier nur angedeuteten Komplexität gewachsen zu sein, bedarf es einer Strategie der Konfliktbearbeitung, die unterschiedliche Konfliktbearbeitungsformen miteinander kombiniert, um ein akzeptables Gesamtarrangement zu entwerfen. Dem Kompromiss kommt in solchen Konfliktbearbeitungsstrategien vielfach eine zentrale Rolle zu. Das verdankt er neben seiner hohen Leistungsfähigkeit einem weiteren Charakteristikum: seiner im Vergleich zu anderen Konfliktbearbeitungsformen ausgesprochen hohen Gestaltbarkeit. Kompromisse sind in weitaus höherem Maße als andere Konfliktbearbeitungstechniken in der Lage, die Komplexität der sozialen Verwobenheit von Konflikten zu berücksichtigen.

3. Warum hat der Kompromiss einen so schlechten Ruf? Und warum er ihn nicht verdient!

Der Kompromiss genießt in Kulturen, in denen Ruhm und Ehre und/oder Kampfesmut und Entschlossenheit einen hohen Stellenwert einnehmen, keinen guten Ruf – er gilt dort als Ausdruck von Schwäche, Unvermögen, Mangel an Mut oder gar Feigheit.⁴² Auf solche sozio-kulturellen Bedingungen lässt sich nur schwer und dann auch nur

42 Das mag die oben erwähnte Geringschätzung des Kompromisses in Deutschland im langen 19. Jahrhundert erklären.

langfristig einwirken. Skeptische Einstellungen, die auf Gründen beruhen, sind eher zu verändern – es ist zumindest den Versuch wert. Im Folgenden sollen daher Argumente rekonstruiert und geprüft werden, die immer wieder gegen den Kompromiss als Technik der Konfliktregulierung vorgebracht wurden und werden und die zu seinem schlechten Ruf zumindest beigetragen haben. Eine erste Gruppe von Argumenten thematisiert die Grenzen der Leistungsfähigkeit des Kompromisses, eine zweite Gruppe erachtet den Kompromiss als grundsätzlich problematische Konfliktregelungstechnik.

3.1 Argumente für eine begrenzte Leistungsfähigkeit des Kompromisses

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich mindestens fünf Argumente für eine begrenzte Leistungsfähigkeit des Kompromisses identifizieren. Im Folgenden sollen die drei wichtigsten vorgestellt und kritisch geprüft werden.⁴³

43 Ein erstes der hier nicht thematisierten Argumente verweist darauf, dass Kompromisse die Konflikte nicht immer regulieren, sondern den Konflikt nur durch Scheinkompromisse, durch »dilatorische Formelkompromisse«, camouflieren; vgl. Carl Schmitt: *Verfassungslehre*, Berlin: Duncker & Humblot 2017, S. 31–32. Ein zweites Argument verweist darauf, dass Kompromisse mit der Gefahr verbunden sind, Stimmen, die nicht kompromissbereit sind, von der politischen Debatte auszuschließen, wodurch der Wert und die Vielfalt politischer Debatten sinken könne; vgl. Alexander Ruser und Amanda Machin: *Against Political Compromise. Sustaining Democratic Debate*, London und New York: Routledge 2017; zur Rekonstruktion und Diskussion dieses Einwandes Sandrine Baume und Yannis Papadopoulos: »Against Compromise in Democracy? A Plea for a fine-grained Assessment«, in: *Constellations* 29, 4 (2022), S. 475–491, hier S. 482–485. Ein weiteres Argument formuliert den vorherigen Einwand grundsätzlicher: Danach kann die Betonung des Kompromisses dazu beitragen, die grundsätzlich konfliktive Natur von Politik unsichtbar machen; vgl. Chantal Mouffe: »The radical centre. A politics without adversary«, in: *Soundings* 9 (1998), S. 11–23, hier S. 13. Zur Rekonstruktion und Diskussion dieses Einwandes vgl. S. Baume und Y. Papadopoulos: *Against Compromise*, S. 480–481.

Ein erstes solches Argument verweist auf die *inhärente Instabilität von Kompromissen*.⁴⁴ Da beim Kompromiss die Verteilung von realisierten Ansprüchen bzw. Konzessionen zwischen den Parteien wesentlich durch die relative Stärke der Konfliktparteien bestimmt wird, droht, so das Argument, bei der geringsten Veränderung des Kräfteverhältnisses eine Aufkündigung der gefundenen Regelung. Gegen diese Sorge lässt sich zunächst anführen, dass Kompromisse in aller Regel nicht so instabil sind, dass schon kleinste Veränderungen der relativen Kräfteverhältnisse zu ihrer Aufkündigung und Neuverhandlung führen. Erstens verursacht jede Revision einer Regelung Kosten, die ins Verhältnis zu den erwarteten Vorteilen einer Neuregelung gesetzt werden müssen. Zweitens ist für die aufkündigende Konfliktpartei schwer zu kalkulieren, ob die andere Partei unter diesen Bedingungen nicht den Konfliktbearbeitungsmodus Richtung Kampf wechselt und möglicherweise sogar die Unterstützung Dritter mobilisieren kann – was die Kosten der Aufkündigung deutlich in die Höhe treiben könnte. Drittens muss man, wie oben bereits erwähnt, in Rechnung stellen, dass Konfliktparteien in aller Regel weitere umstrittene Anliegen haben, die ebenfalls zu Konflikten führen können, und dass die wenigsten Akteure über unbegrenzte Ressourcen für einen »Mehrfrontenkampf« verfügen; die Aufkündigung eines Kompromisses könnte Konfliktparteien in den anderen Konflikten im schlimmsten Fall geradezu ermutigen, nun ihrerseits eine günstigere Regelung zu erreichen. Viertens zählen zu diesen anderen Anliegen der Konfliktparteien als »ultra-kooperative Tiere« in der Regel auch das grundsätzliche Interesse an der Aufrechterhaltung eines ausreichend hohen Maßes an gesellschaftlicher Kooperation und der dafür erforderlichen Verhältnisse friedlicher Koexistenz. Fünftens wirken auch weitere Faktoren wie zum Beispiel »Gewöhnung« der Veränderungsbereitschaft entgegen.⁴⁵ Kurz: Instabilität ist ein geringeres Problem als vielfach suggeriert. Auf der anderen Seite kann auch die

44 Vgl. u.a. John H. Halliwell: »Compromise as a Political Ideal«, in: *Ethics* 54, 3 (1944), S. 157–173, hier S. 162–163.

45 Und selbstverständlich lassen sich Kompromisse auch dadurch stabilisieren, dass sie bestimmten Bedingungen genügen. Das gilt etwa für Kompromisse »that involve reciprocity among actors, accept the good faith and integrity of others, and show equal concern and respect to their points of view« so Richard Bellamy, Markus Kornprobst und Christine Reh: »Introduction. Meeting in the Middle«, in: *Government and Opposition* 47, 3 (2012), S. 275–295, hier S. 280.

Frage gestellt werden, ob und unter welchen Bedingungen es denn tatsächlich ein Nachteil ist, dass Kompromisse nur vorläufige, nicht grundsätzlich gegen Revision geschützte Regelungen sind. Denn als temporäres Instrument bietet er gerade schwächeren Parteien einen doppelten Vorteil: Der Kompromiss mag zwar aus ihrer Sicht nicht fair sein, sie verlieren aber auch nicht alles. Die vorübergehende Entschärfung des Konflikts verschafft ihnen zudem Zeit und Gelegenheit, das Kräfteverhältnis zu ihren Gunsten zu verändern.

Ein zweites Argument gegen die Leistungsfähigkeit des Kompromisses verweist darauf, *dass Kompromisse in der Regel unfair und ungerecht sind, weil die spezifische Verteilung von Zugeständnissen und Zielverwirklichung vornehmlich durch die relative Stärke der Parteien bestimmt wird.*⁴⁶ Im Gegensatz zum Argument der Instabilität ist dieses Argument nicht von der Hand zu weisen. Aber es lässt sich zumindest fragen, welches Gewicht diesem Einwand zukommt. Wird ein Konflikt durch einen Kompromiss mit einer spezifischen Ausgestaltung von Vor- und Nachteilen vorläufig geregelt, so handelt es sich in der Regel um die beste real verfügbare, d.h. unter den gegebenen Bedingungen realisierbare, Konfliktregelungsoption. Ein Verweis auf die »Unfairness« oder »Ungerechtigkeit« eines solchen Arrangements, verbunden mit der Empfehlung, in einen anderen (moralisch qualifizierten) Kompromissmodus zu wechseln oder gleich »Gerechtigkeit« anzumahnen⁴⁷, hätte nur dann einen direkten Effekt, wenn die stärkere Konfliktpartei »moralisch empfindlich« wäre oder die negativen Effekte eines öffentlichen Vorwurfs der Unfairness oder Ungerechtigkeit (und eine dadurch motivierte Intervention Dritter) fürchten müsste. Der Einwand läuft daher am Ende auf die eher hilflose Klage hinaus, die Verhältnisse sollten doch (bitte) nicht so sein, wie sie sind. Er stellt zudem unzureichend in Rechnung, dass auch »Moral« in aller Regel durchgesetzt werden muss, und zwar zumeist inkrementalistisch durch Kompromisse – erst *ex post*, vom Ende her, sieht etwas gelegentlich wie ein »Lernprozess« aus, was zu großen Teilen Stück für Stück erkämpft und erstritten werden

Aber diese Bedingungen sind nicht immer herzustellen und sie sind auch nicht »kostenlos« zu haben.

46 Vgl. u.a. J. H. Hallowell: *Compromise*, S. 173; zuletzt A. Ruser und A. Machin: *Political Compromise*.

47 J. H. Hallowell: *Compromise*, S. 163.

musste.⁴⁸ Das vielfach zusätzlich vorgebrachte Argument, nichts würde eine stärkere Konfliktpartei davon abhalten, immer weitere Konzessionen zu fordern⁴⁹, gilt nur für einen Spezialfall, nämlich dann, wenn eine der Parteien so übermächtig ist, dass sie auch auf eine Konfliktentscheidung durch Kampf bzw. Sieg setzen könnte. In allen anderen Machtkonstellationen muss eine stärkere Partei damit rechnen, dass die Konzessionsbereitschaft der schwächeren Partei überschritten wird und sie zu anderen Formen der Konfliktbearbeitung greift, die für beide Parteien, damit aber eben auch für die stärkere, erhebliche zusätzliche Kosten verursachen kann. Zudem verfolgen stärkere Parteien auch andere strittige, mit Konflikten verbundene Anliegen und verfügen über begrenzte Ressourcen, so dass sie ihre relative Überlegenheit selten voll ausspielen können. Zu diesen Anliegen zählt – wie bereits angedeutet – in der Regel auch das grundsätzliche Interesse an der Aufrechterhaltung eines ausreichend hohen Maßes an gesellschaftlicher Kooperation und der dafür erforderlichen Verhältnisse friedlicher Koexistenz, was stärkere Parteien dazu bringen kann, die Anliegen der schwächeren in größerem Maße zu berücksichtigen als sie es auf der Basis der relativen Kräfteverhältnisse müssten. Schließlich existieren immer auch dritte Parteien, die aus unterschiedlichen Gründen zugunsten der schwächeren Partei in den Konflikt eingreifen könnten. Mit anderen Worten: Nur unter sehr besonderen Bedingungen ist die spezifische Verteilung von Vorteilen und Zugeständnissen *allein* Folge der relativen Stärke der Konfliktpartien. Diese Argumente schaffen den Vorwurf der Unfairness

48 Zudem wird man in Rechnung stellen müssen, dass »Moral« zwar keine knappe Ressource, aber auch keine beliebig vermehrbare Fähigkeit ist; vgl. Albert O. Hirschman: »Wider die Ökonomie der Grundbegriffe. Drei einfache Möglichkeiten, einige ökonomische Begriffe komplizierter zu fassen«, in: ders. (Hg.), *Entwicklung, Markt und Moral. Abweichende Betrachtungen*, Frankfurt a.M.: Fischer (1989), S. 226–243, 295. Es spricht viel dafür, dass Akteure über ein individuell unterschiedlich ausgeprägtes, grundsätzlich variables »Budget« für moralisches Handeln verfügen, das sie kalkuliert einsetzen vgl. Ulrich Willems: *Entwicklung, Interesse und Moral. Die Entwicklungspolitik der Evangelischen Kirche in Deutschland*, Wiesbaden: Leske + Budrich 1998, S. 152–153.

49 Vgl. u.a. J. H. Hallowell: *Compromise*, S. 162–163.

und Ungerechtigkeit zwar nicht aus der Welt, nehmen ihm aber einiges von seinem Gewicht und seiner Überzeugungskraft.⁵⁰

Ein drittes Argument gegen die Leistungsfähigkeit des Kompromisses verweist darauf, dass der *Kompromiss tendenziell ein konservativer, den Status quo zementierender Modus der Konfliktregelung* sei. Denn das Material, aus dem Konflikte wie Kompromisse hervorgehen, seien die gegebenen Interessen und Ziele der Akteure, die beim Kompromiss keiner Prüfung auf ihre Tragfähigkeit, Vernünftigkeit oder »Gemeinwohlverträglichkeit« unterzogen würden. Es könne daher nicht zu Lernprozessen kommen. Der Kompromiss reproduziere die Welt vielmehr so, wie sie (leider) ist.⁵¹ Dazu lässt sich zunächst sagen, dass sich die Praxis der Konfliktregelung in aller Regel durch eine Kombination unterschiedlicher Modi der Konfliktbearbeitung auszeichnet.⁵² Aber selbst wenn man Prozesse der Beratschlagung wegen ihres Innovationspotentials für vorzugswürdig hält, muss man in Rechnung stellen, dass solche Prozesse eine begrenzte Reichweite und Effektivität haben: sie sind (zeit-)aufwendig und Ergebnisse sind nicht garantiert. Daher sind sie für Fragen mit hohem Entscheidungsdruck wenig geeignet. Zudem verbleibt auch nach Prozessen der Beratschlagung ein eher hoher Anteil von nicht auflösbarem Dissens. Der Umgang mit solchem verbleibenden Dissens ist nun aber gerade die Stärke des Kompromisses. Auch hier erweist sich der Einwand eher als Klage über die Welt, wie sie nun einmal ist, denn als ein Argument gegen den Kompromiss. Zudem verkennt der Einwand die Rolle des Kompromisses bei der Beförderung von sozialem Wandel und »Fortschritt«. Gutmann und Thompson haben den Einwand daher geradezu umgekehrt: »The greater the resistance to compromise, the greater the bias in favor of the status quo. Little change can happen in democratic politics without some compromise, and almost no major change can happen without major compromises«.⁵³ Nachhaltiger sozialer und politischer Wandel vollzieht sich schrittweise – das war

50 Vgl. zur Rekonstruktion und Diskussion dieses Einwandes auch S. Baume und Y. Papadopoulos: *Against Compromise*, S. 481–482.

51 Dieses Argument träfe auch andere Konfliktbearbeitungstechniken wie den Tausch.

52 Und niemand vertritt in der Debatte über Konfliktbearbeitung die These, alle Konflikte sollten mit Kompromissen gelöst werden.

53 Vgl. Amy Gutmann und Dennis Thompson: »The Mindsets of Political Compromise«, in: *Perspectives on Politics* 8, 4 (2010), S. 1125–1143, hier S. 1129.

die (zu Unrecht in Vergessenheit geratene) empirisch gestützte These des politikwissenschaftlichen Inkrementalismus der 1950er und 1960er Jahre.⁵⁴ Hinzu kommt, dass Kompromisse, wenn sie denn umgesetzt werden, selbst Lernchancen generieren, denn die Regelungen werden ja einem Praxistest unterzogen (und können sich dabei bewähren oder scheitern).

Diese Diskussion einiger Einwände gegen die Leistungsfähigkeit des Kompromisses hatte nicht das Ziel, den Kompromiss als besten oder auch nur überlegenen Konfliktbearbeitungsmodus zu erweisen. Vielmehr ist der Kompromiss, wie in Abschnitt 2.2 gezeigt, eine von mehreren Möglichkeiten der Konfliktbearbeitung. Er ist ein Instrument unter anderen und hat als solches seine spezifischen Einsatzzwecke, seine Stärken und Schwächen. Diese Stärken und Schwächen in unterschiedlichen Konfliktkonstellationen vollständig zu kartographieren, wäre allerdings das Thema eines weiteren Kapitels, und dafür bedürfte es zudem umfangreicher, bisher weitgehend fehlender empirischer Forschung. Hier ging es allein darum zu zeigen, dass der Kompromiss seinen schlechten Ruf, grundlegende Defizite zu haben, die seine Leistungsfähigkeit in Frage stellen, nicht verdient.

3.2 Argumente für den Kompromiss als einer grundsätzlich problematischen Konfliktbearbeitungstechnik

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit lassen sich zudem mindestens sechs Argumente für den Kompromiss als einer problematischen Konfliktbearbeitungstechnik identifizieren. Im Folgenden sollen die vier wichtigsten rekonstruiert und kritisch geprüft werden.⁵⁵

Ein erstes dieser Argumente weist darauf hin, dass *Kompromisse vor allem dann problematisch sind, wenn in Konflikten (moralische) Prinzipien bzw. Verpflichtungen oder grundlegende Überzeugungen auf dem Spiel stehen*. Die für Kompromisse erforderlichen Konzessionen würden solche Prinzipien oder Überzeugungen »beschädigen« bzw. »dementieren«, weil

-
- 54 Vgl. den Überblick von Greg Berman und Aubrey Fox: *Gradual. The case for incremental change in a radical age*, New York: Oxford University Press 2023.
 - 55 Die zwei Argumente, die nicht diskutiert werden, lauten, dass der Kompromiss entweder Ausdruck von Feigheit, also mangelnden Mut für die eigene Sache einzustehen, oder aber Ergebnis von Schwäche und/oder Unfähigkeit sei. Vgl. zur Kritik dieser Argumente T. Wilhelm: Traktat, Kap. 1.

etwas, das man für (unbedingt) geltend oder (absolut) vorrangig hält, durch den Kompromiss in seiner Geltung oder Vorrangigkeit faktisch bestritten wird und stattdessen etwas realisiert wird, das keine der Parteien als wahr oder richtig erachtet.⁵⁶ Der Kompromiss sei daher eine ungeeignete Technik für den Umgang mit moralischem Dissens und Konflikt; wer ihn bei solchen Fragen dennoch anwende, betreibe »Kuhhandel« mit der Wahrheit (oder Richtigkeit). Gegen diese Argumente lässt sich zunächst einwenden, dass es nur dann stichhaltig ist, wenn die Verfechterinnen und Verfechter solcher Prinzipien bzw. Verpflichtungen oder Überzeugungen die Fähigkeit hätten, sie auf alternative Weise, etwa durch Argumentation oder Kampf, erfolgreich und ohne Abstriche durchzusetzen. Ist das jedoch – wie so häufig – nicht der Fall, kann der kompromisslose Einsatz für die eigenen Überzeugungen dazu führen, dass man am Ende entweder »mit leeren Händen« dasteht oder es versäumt, einen ersten Schritt auf dem Weg einer schrittweisen Realisierung der Prinzipien bzw. Verpflichtungen oder Überzeugungen zu tun.⁵⁷ Den Prinzipien bzw. Verpflichtungen oder Überzeugungen wäre damit letztlich kein guter Dienst erwiesen, der offensichtlich kritikwürdige *Status quo* bliebe erhalten – man kann allenfalls für sich reklamieren, »standhaft« geblieben zu sein.⁵⁸ Demgegenüber vermögen Kompromisse zumindest Teile der verfochtenen Prinzipien bzw. Verpflichtungen oder Überzeugungen zu realisieren. Zudem schließen Kompromisse es ja gerade keinesfalls aus, sich weiter für die verfochtenen Prinzipien bzw. Verpflichtungen oder Überzeugungen einzusetzen

56 Vgl. u.a. D. Luban: *Bargaining*, S. 415–416; aber auch schon J. H. Hallowell: *Compromise*, S. 161. Baume und Papadopoulos rekonstruieren und diskutieren unter den Stichworten »Anti-Relativismus« und »Integrität« zwei weitere Varianten dieses Argumentes vgl. S. Baume und Y. Papadopoulos: *Against Compromise*, S. 476–478, 478–480.

57 Vgl. zu letzterem P. J. Döbel: *Compromise*, S. 12–13.

58 Luban hat diese dilemmatische Struktur als das »Paradox des moralischen Kompromisses« bezeichnet; vgl. D. Luban: *Bargaining*, S. 415 sowie A. Gutmann und D. Thompson: *Mindsets*, S. 1131–1132, 1134. Wilhelm hat eine auf diesem Argument beruhende Ablehnung des Kompromisses (mit Verweis auf Golo Mann) als Neigung charakterisiert, »...das Unmögliche zu wollen und so das Mögliche unmöglich zu machen« vgl. Th. Wilhelm: *Traktat*, S. ix.

und dafür zu sorgen, dass die eigene Durchsetzungsmacht wächst.⁵⁹ Gegen das erste Argument lässt sich aber auch noch ein zweiter Einwand formulieren. Dieser zweite Einwand nimmt die vielfach nicht explizierten, aber für die Geltungskraft des Argumentes erforderlichen metaethischen Voraussetzungen des ersten Argumentes in den Blick, und zwar deshalb, weil sie selbst wiederum höchst umstritten sind. Ein starker Einwand gegen den Kompromiss ist das Argument nämlich zum einen nur dann, wenn man von der unbedingten Geltung oder der absoluten Vorzugswürdigkeit der verfochtenen Prinzipien bzw. Verpflichtungen oder Überzeugungen ausgeht anstatt sie etwa nur als Verpflichtungen zu begreifen, die zwar erst einmal vorrangig, als »*prima facie*«-Pflichten, in Rechnung zu stellen sind, aber auf ihre konkrete Geltungskraft in spezifischen Handlungssituationen befragt und ggf. gegen andere Prinzipien und Überzeugungen abgewogen werden müssen.⁶⁰ Ein starker Einwand ist das erste Argument zum anderen nur dann, wenn man von der »Wohlgeordnetheit« der Gesamtheit moralischer Prinzipien oder Überzeugungen ausgeht, also davon, dass es nur eine richtige Antwort auf moralische Fragen (und bei moralischem Dissens) geben kann, und nicht von einem »Wertpluralismus«, der die Inkommensurabilität, Inkomparabilität und Inkompatibilität moralischer Werte annimmt und daher Entscheidungen und Kompromisse für unvermeidlich hält.⁶¹

59 Die Zurückweisung dieses ersten Einwandes impliziert nicht, dass es nicht möglich wäre, zwischen akzeptablen und inakzeptablen Kompromissen über Prinzipien und grundlegende Überzeugungen zu unterscheiden; vgl. A. Margalit: On Compromise.

60 Vgl. William D. Ross: *The right and the good*, hg. von Philip Stratton-Lake, Oxford: Clarendon Press 2009.

61 Vgl. zu letzterem Isaiah Berlin: *Freiheit. Vier Versuche*, Frankfurt a.M.: Fischer 1995; John Gray: *Two faces of liberalism*, New York: New Press 2000; Ulrich Willems: »Normative Pluralität und Kontingenz als Herausforderungen politischer Theorie. Prolegomena zur Theorie eines Politischen Pluralismus«, in: Karin Toens und ders. (Hg.), *Politik und Kontingenz*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012, S. 265–301 sowie Barry Hoffmaster und Cliff Hooker: »The nature of moral compromise. Principles, values, and reason«, in: *Social Theory and Practice* 43, 1 (2017), S. 55–78. Hinzu kommt als weitere Bedingung das Faktum der Endlichkeit: »... there is nothing of moral substance a finite agent can substantially improve without resorting to compromise. For a finite agent,

Ein zweites Argument gegen den Kompromiss bei moralischen Fragen stellt darauf ab, dass damit die persönliche Integrität derjenigen gefährdet werde, die diese Prinzipien oder Überzeugungen als konstitutiven Bestandteil ihrer Identität erachten.⁶² Dieses Argument hat Thomas Nagel sehr überzeugend zurückgewiesen.⁶³ Nach ihm ist das Bedürfnis der Bewahrung der eigenen Integrität keine Quelle einer Verpflichtung. Mord ist falsch, aber nicht, weil er meine Integrität verletzt. Die umgekehrte These, dass es zur Sicherung wichtiger Prinzipien und Werte geboten und gerechtfertigt sein kann, die eigene moralische Integrität zu opfern, ist inkohärent, weil man in einem solchen Fall gerade durch das Opfer seine moralische Integrität wahrt.⁶⁴

Ein drittes, mit dem ersten verwandtes Argument – das derzeit etwa in den Konflikten über einen angemessenen Umgang mit dem Klimawandel Konjunktur hat – lautet, dass in Zeiten des »Notstandes« oder einer drohenden Katastrophe Kompromisse keine zureichende Antwort darstellen, weil radikalere Maßnahmen erforderlich seien. Hier können ähnliche Einwände ins Feld geführt werden wie gegen das erste Argument – sie seien hier trotzdem noch einmal kurz genannt. So lässt sich auch hier einwenden, dass es nur dann schlagend ist, wenn die Verfechterinnen und Verfechter radikalerer Maßnahmen die Fähigkeit hätten, sie auf alternative Weise, etwa durch Argumentation oder Kampf, erfolgreich und ohne Abstriche durchzusetzen. Ist das – wie so häufig – nicht der Fall, kann das Bestehen auf radikalen Maßnahmen ohne jede Kompromissbereitschaft dazu führen, dass man am Ende entweder »mit

every commitment of time and attention excludes other commitments [...], thus every commitment represents a resolution ... of conflicting obligations. [...] Moral development proceeds substantially through the experience of conflict resolution – it is our key gateway to moral improvement«, ebd., S. 66 vgl. auch schon Thomas V. Smith: »Compromise. Its Context and Limits«, in: *Ethics* 53, 1 (1942), S. 1–13, hier S. 2: »Compromise is, indeed, a necessary derivative of finitude. Only infinitude can circumvent its necessity«.

62 Vgl. etwa Carrie Menkel-Meadow: »Ethics of compromise«, in: Ali Farazmand (Hg.), *Global encyclopedia of public administration, public policy, and governance*, Cham: Springer 2019, S. 4416–4423, hier S. 4418.

63 Thomas Nagel: »War and massacre«, in: Marshall Cohen und ders. (Hg.), *War and Moral Responsibility. A Philosophy and Public Affairs Reader*, Princeton: Princeton University Press 2022, S. 3–24, hier S. 12–13.

64 Ebd., S. 12–13; vgl. auch B. J. Seltser: *Principles*, S. 240.

leeren Händen« dasteht oder es zumindest versäumt, einen ersten oder weitere Schritte zur Abwehr des Notstandes oder der Katastrophe zu tun. Denn solche Kompromisslosigkeit ändert nichts am *Status quo*, der in die Katastrophe führt – man kann allenfalls für sich reklamieren, es besser zu wissen (oder gewusst zu haben).⁶⁵ Demgegenüber können Kompromisse unter bestimmten Bedingungen die Notlage zumindest abmildern oder die Chancen zur Abwendung der Katastrophe erhöhen. Auch hier schließen Kompromisse weitere Schritte nicht aus. Durch ein schrittweises, auf Kompromisse setzendes Vorgehen dürfte es auch leichter fallen, neue Koalitionspartner zu gewinnen und damit die Chancen künftiger Fortschritte zu erhöhen.

Ein viertes Argument verweist darauf, *dass Kompromisse nicht selten in der Gefahr stehen, moralisch unzulässig (»rotten«) zu sein, weil und wenn sie wichtige moralische Prinzipien verletzen oder den Effekt haben, etwas radikal Böses nicht zu verhindern oder gar zu befördern*. Als zentrale Beispiele in der Literatur werden immer wieder der Kompromiss über die Sklaverei in der US-amerikanischen Verfassung (und die folgenden Kompromisse zum Erhalt der Union) und das Münchner Abkommen von 1938 angeführt. Zuletzt hat Margalit das Abkommen von 1938 zwischen Großbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland diskutiert. Gemäß diesem Abkommen trat die Tschechoslowakei das Sudetenland an Deutschland ab, im Gegenzug für die Zusicherung Deutschlands, keine weiteren Gebietsansprüche in Europa zu erheben. Großbritannien und Frankreich hofften damit, einen Kriegsausbruch zu verhindern. Margalit kritisiert dieses Abkommen vor allem dafür, dass hier ein Kompromiss mit einer Partei geschlossen wurde, die für das »radikal Böse« stand, weil sie die Grundlage jeglicher Moralität, nämlich die geteilte Humanität, leugnete, ja zu vernichten trachtete.⁶⁶ Gegen solche Urteile der Nachgeborenen lassen sich zwei Überlegungen ins Feld führen. Zum einen kennen die Nachgeborenen den weiteren Verlauf der Geschichte, wissen um das (vermeintliche) Scheitern dieses Versuchs der Konfliktregelung, während die Handelnden mit der oben in Kapitel 2.5 explizierten Komplexität der Konfliktsituation und der sich daraus ergebenden Unwägbarkeiten konfrontiert waren.⁶⁷ Zum anderen lässt sich sogar fragen, ob der Kompromiss, was immer Großbritannien und

65 Vgl. A. Gutmann und D. Thompson: *Mindsets* S. 1131–1132, 1134.

66 Vgl. A. Margalit: *On Compromise*, S. 22–23.

67 Vgl. auch A. Gutmann und D. Thompson: *Spirit*, S. 80.

Frankreich mit ihm zu erreichen hofften, tatsächlich gescheitert ist. Denn ein Kompromiss kann, wie bereits erwähnt, auch ein Mittel sein, in einem Konflikt Zeit zu gewinnen, um die eigene Durchsetzungsmacht zu stärken. Diese Überlegung führt zu folgenden Fragen: Wären Frankreich und vor allem Großbritannien bei einem Kriegsausbruch schon 1938 ausreichend gerüstet gewesen? Hätte der 2. Weltkrieg bei einem früheren Beginn den gleichen Verlauf genommen? Mit anderen Worten: Hätten Standhaftigkeit und Kompromisslosigkeit im Jahre 1938 das erhoffte Ergebnis, also einen Sieg, oder doch eher eine Niederlage der »Moral« und des »Guten« erbracht?⁶⁸ Hat der verwerfliche Kompromiss von München ihnen die erforderliche Zeit verschafft, um einen Krieg gegen Deutschland überhaupt erst erfolgreich führen zu können? Die Beantwortung der Frage, ob ein Kompromiss etwas radikal Böses nicht verhindert oder gar befördert, ob die Verletzung wichtiger moralischer Prinzipien in einer konkreten Situation unumgänglich oder gar erforderlich ist, um »Schlimmeres«, etwa die Verletzung anderer wichtiger moralischer Prinzipien, zu verhindern, erfordert jedenfalls schwierige Einschätzungen und Bewertungen, die Berücksichtigung der Kontexte und Handlungsalternativen und nicht zuletzt der Perspektiven und des verfügbaren Wissen der Handelnden.

Auch die Rekonstruktion und Prüfung der Gründe für die These, dass der Kompromiss eine grundsätzlich problematische Konfliktbearbeitungstechnik ist, ergibt insofern in der Summe, dass sie wenig schlagend sind. Auch in dieser Hinsicht hat der Kompromiss seinen schlechten Ruf also nicht verdient.

Es mag andere, hier nicht thematisierte Gründe für die These geben, dass der Kompromiss eine grundsätzlich problematische Konfliktbearbeitungstechnik ist – die dann zu prüfen wären. Die vorstehende Prüfung bedeutet nicht, dass der Kompromiss in jeder Konfliktsituation die beste Möglichkeit bildet und sie bedeutet auch nicht, dass es keine schlechten, unzureichenden, unangemessenen, ja unzulässigen Kompromisse geben kann. Das ist dann aber jeweils im Einzelfall zu prüfen – und dazu bedarf es vor allem vermehrter empirischer Forschung!

68 Diese Überlegung verdanke ich Marcus Llanque.

4. Schlussbemerkung

Warum ist eine so ausführliche Würdigung und Verteidigung des Kompromisses gegen seine Verächterinnen und Verächter heute notwendig? Dafür lassen sich zumindest zwei Beobachtungen anführen. Auf der einen Seite haben wir es in vielen westlichen Demokratien nicht nur mit einer Zunahme von grundlegenden Herausforderungen und daraus resultierenden Konflikten zu tun – Corona-Pandemie, Klimawandel, Migration, Verteilungsfragen. Diese Herausforderungen und Konflikte müssen zudem beinahe gleichzeitig bearbeitet werden und das führt zu verstärkten Spannungen und Polarisierungen. Auf der anderen Seite sind westliche Gesellschaften mit einem Pluralisierungsschub konfrontiert. Ein Indiz dafür ist, dass sich in westlichen Demokratien mit Verhältniswahlrecht die Parteienlandschaft stark verändert hat. Die Integrationskraft ehemals großer Parteien nimmt ab, während sich gleichzeitig neue Parteien mit spezifischen Klientelen bilden, befördert durch die neuen technischen Möglichkeiten der Rekrutierung von Mitgliedern sowie Unterstützerinnen und Unterstützern. Der verschärfte Wettbewerb – der in Ländern mit hohen Sperrklauseln für den Parlamentseinzug immer wieder auch zu einem Überlebenskampf mutieren kann – führt zur Dominanz einer Logik der Mobilisierung, in der es um Profilierung durch eine entschiedene, kompromisslose Verfechtung zentraler Anliegen der jeweiligen Wahlklientel geht. Diese Logik der Mobilisierung steht dem »Geist des Kompromisses«, der für das Regieren, gerade in Mehrparteienkoalitionen, unabdingbar ist, diametral entgegen.⁶⁹ In dieser Situation zunehmender und verschärfter Konflikte ist eine der größten Erfindungen der Menschheit, der Kompromiss, unverzichtbar. Es gilt daher, seinen guten Ruf wieder herzustellen.

69 Vgl. A. Gutmann und D. Thompson: *Spirit* und A. Gutmann und D. Thompson: *Mindsets*.

Kompromisse als demokratische Konfliktregulierungsstrategie

Nicole Deitelhoff

Einleitung

Der Kompromiss hat zu Unrecht einen schlechten Ruf, wie Ulrich Willems¹ beklagt. In seinem Plädoyer »Das Kompromiss-Paradox« geht es ihm daher darum, deutlich zu machen, dass der Kompromiss »eine ausgesprochen voraussetzungsarme und gerade deshalb robuste, vielfältig einsetzbare und effektive Technik der Konfliktregelung [darstellt]«. ² Weil Gesellschaften von irreduziblen Konflikten durchdrungen sind, stellen Kompromisse ein wesentliches Mittel dar, um gesellschaftliches Zusammenleben trotz Konflikten aufrechtzuerhalten. Im Einzelnen attestiert Willems dem Kompromiss, prinzipiell für alle Konfliktgegenstände, teilbare wie unteilbare,³ anwendbar zu sein, obgleich er selbst implizit konzidiert, dass der Wille zum Kompromiss in jenen Konflikten, deren Gegenstände als unteilbar angesehen wird, vermutlich schwächer ausgeprägt sein dürfte.⁴ Darüber hinaus können Konflikte sowohl durch Verhandlungen als auch durch Dezierionen Dritter zustande kommen⁵ und sie stabilisieren sich quasi selbst, weil das Zustandekommen des Kompromisses, d.h. der Verzicht auf einen

1 Ulrich Willems: »Das Kompromiss-Paradox. Warum eine der größten Erfindungen der Menschheit einen so schlechten Ruf hat (ihn aber nicht verdient)«, in: Gunther Hellmann (Hg.), *Der Kompromiss – eine demokratische Lebensform*, Bielefeld: transcript Verlag 2024, S. 21–56.

2 Ebd., S. 23.

3 Albert O. Hirschmann: »Wieviel Gemeinsinn braucht die liberale Gesellschaft? Über ›teilbare‹ und ›unteilbare Konflikte«, in: *Leviathan* 22 (1994), S. 293–304.

4 U. Willems: *Kompromiss-Paradox*, S. 27.

5 Ebd., S. 24.

Teil der eigenen Ansprüche der jeweiligen Parteien immerhin bedeutet, dass sie zumindest einen Teil ihrer Ansprüche durchsetzen und darüber auch Kontrolle haben können. Damit ist Kompromiss immer noch besser als alternative Formen der Konfliktbearbeitung, wie Kampf oder Dezision.⁶

Diesen Ausführungen lässt sich im Großen und Ganzen zustimmen, auch wenn man skeptisch sein mag, inwiefern eine theoretische Möglichkeit, Kompromisse auch in unteilbaren Konflikten einzusetzen, ein starkes Argument für den Kompromiss ist, wenn der Wille zum Kompromiss gerade in diesen Konfliktlagen offenbar gering ist.⁷ Auch die Selbststabilisierung von Kompromissen dürfte an enge Grenzen stoßen, je ungleicher die Machtressourcen zwischen den Parteien verteilt sind. Nur muss das kein Nachteil des Kompromisses sein, wie Willems⁸ auch selbst argumentiert, sondern stellt vielleicht seinen großen Vorteil im Vergleich zu anderen Konfliktregulierungsmechanismen dar, zumindest in Demokratien. Willems übersieht in seiner Verteidigung des Kompromisses ein zentrales Argument: Der Kompromiss stellt die zentrale Konfliktregulierungsstrategie der Demokratie dar, denn gerade seine zentrale Schwäche, die Vorläufigkeit, macht für Demokratien seine Stärke aus. Demokratien prämiieren Kompromiss, weil er idealtypisch ihren Anforderungen entspricht: Er löst Konflikte nicht dauerhaft, sondern führt sie »nur« einer temporären Bearbeitung zu, die jederzeit wieder verändert werden kann. Da Demokratien auf produktiven Konflikt angewiesen sind, ist es genau diese Eigenschaft, von der sie zehren. Demokratien haben daher institutionelle Verfahren und Regulierungen entwickelt, die Kompromisse einerseits ermöglichen und absichern helfen, indem sie deren potenzielle Nachteile ausgleichen (Schädigung schwächerer Parteien, negative Externalitäten) und andererseits ihre Vorteile ausschöpfen (Vorläufigkeit).

6 Ebd., S. 27–28.

7 Das lässt sich etwa in territorialen Konflikten beobachten, wie jenem zwischen Israelis und Palästinensern oder gegenwärtig im Krieg in der Ukraine, in denen beide Seiten das gleiche Land für sich reklamieren. Solche Territorialkonflikte, insbesondere wenn sie sich mit ethnonationalistischen Ideologien verbinden, gehören aufgrund der Unteilbarkeit des Konfliktgegenstands zu den am schwierigsten zu bearbeitenden Konflikten.

8 U. Willems: Kompromiss-Paradox, S. 46.

Um dieses Argument in den Blick zu bekommen, lohnt es sich zwei miteinander verbundene Aspekte zu diskutieren, die in Ulrich Willems Analyse noch zu wenig Aufmerksamkeit erhalten und die vor allem auf die Vorläufigkeit von Kompromissen abzielen. Das ist erstens die Frage, wie unteilbare Konflikte zu teilbaren werden. Ulrich Willems weist zu Recht darauf hin, dass der Kompromiss selten das alleinige Instrument der Konfliktregelung ist,⁹ sondern typischerweise in Kombination mit anderen Techniken vorkommt. Letztere können idealiter helfen, unteilbare in teilbare Konflikte umzuwandeln, etwa durch Konflikttransformationsstrategien, d.h. die Umwidmung von Konfliktgegenständen, so dass diese teilbar werden. Das kann das berühmte Orangenbeispiel sein, dass Willems selbst anspricht, in dem eine Orange teilbar wird, weil die Parteien unterschiedliche Bestandteile der Orange nutzen können, das können aber auch Ansprüche auf Rohstoffe in umstrittenen Territorien sein, die einer gemeinsamen Nutzung zugeführt werden können. Die Kombination mit anderen Verfahren basiert vor allem auf der Entdeckung von Alternativen, um den Kompromissraum zu vergrößern oder ganz zu verändern.

Um das zu erreichen, ist der zweite Aspekt von Bedeutung, auf den ich mich in meiner Replik konzentrieren möchte: Institutionelle Verfahren und Regelwerke der Konflikthegung, in denen Konflikte ausgefochten und Kompromisse gebildet werden. Sie sollen dafür Sorge tragen, dass es nicht allein die Kräfteverhältnisse zwischen den Parteien sind, die das Ergebnis eines Kompromisses verbürgen, sondern dass diese sich innerhalb bestimmter Parameter bewegen. Sie verhindern, dass die Rechte der schwächeren Seite verletzt werden, sie bieten der »Verliererseite« Kompensationen an, um Verluste erträglicher zu machen und sorgen vor allem dafür, dass Kompromisse vorläufig bleiben, d.h. sie sehen die Möglichkeit ihrer Revision vor und erleichtern sie. Gerade demokratische Gesellschaften haben Verfahren und Regeln entwickelt, die Kompromisse in diesem Sinne ermöglichen und absichern helfen sollen.

9 Ebd., S. 31.

Konflikt und Demokratie

Konflikte sind in Gesellschaften alltäglich, ihre Austragung und Regulierung ist gleichwohl nur selten den Kontrahenten im Konflikt allein überlassen, denn die Gefahr ist groß, dass Konflikte eskalieren und in Kampf und Gewalt umschlagen und damit die Grundlagen gesellschaftlichen Zusammenlebens zerstören. Konflikte bergen immer Unsicherheit für die Konfliktparteien. Unsicherheit über die jeweiligen Konfliktgegenstände, aber auch über die Chancen, im Konflikt bestehen zu können. Diese Unsicherheit kann produktiv gewendet werden, wenn sie die Änderungsbedürftigkeit bestehender Regeln oder Verteilungen offenlegt und zu neuen Verständigungen zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft und Innovation führt. Sie kann aber auch Ängste erzeugen, zu verlieren und nicht wiedergutzumachende Nachteile zu erleiden. Dann können Konflikte umschlagen in gewalttätige Formen der Auseinandersetzung. Je intensiver Konflikte werden, desto mehr werden bislang geteilte Verständnisse in Frage gestellt, bis schließlich alle geteilten normativen und kognitiven Leitplanken wegbrechen. Dann drohen, im Sinne Carl Schmitts, der Konflikt zum Kampf und Gegner zu Feinden zu werden, mit denen das Zusammenleben ausgeschlossen ist.

Institutionelle Verfahren und Regeln sorgen dafür, dass Konflikte in geordneten Bahnen verlaufen und Ergebnisse produzieren, die nicht die Zukunft des politischen Zusammenlebens in einer Gesellschaft gefährden. Solche Konfliktregulierungsverfahren und Rechtsregeln gibt es in allen Gesellschaften, traditionellen und modernen, in formaler und informeller Gestalt, aber gerade moderne Demokratien zeichnen sich durch ihren Umgang mit Konflikten aus. Während autokratische Systeme vor allem auf Repression und Konfliktumgehung setzen, setzen Demokratien auf (geregelten) Konfliktaustrag. Sie können ihre Legitimität weder aus einem Kranz geteilter Werte schöpfen, noch von oben verordnen. Vielmehr sind sie darauf angewiesen, dass ihre Bürgerinnen und Bürger sich immer wieder neu entscheiden, wie sie ihr Zusammenleben gestalten wollen, welche Normen und Institutionen ihr Zusammenleben strukturieren sollen, was sie einander an Pflichten und Rechten zumuten wollen und was nicht.¹⁰

10 Nicole Deitelhoff: »Konflikt. Quelle oder Gefährdung gesellschaftlichen Zusammenhalts?«, in: Blätter der Wohlfahrtspflege 168, 2 (2021), S. 47–50; und

Anders als andere Herrschaftsformen fokussieren Demokratien daher nicht nur auf Konflikthegeung, sondern auch auf den Konflikt selbst. Ihr Kern liegt nicht in der Existenz eines Konsenses über gemeinsame Normen und Institutionen, sondern in der für alle gleichen Freiheit, einen solchen Konsens immer wieder zu bestreiten. Es ist das generelle »nein sagen können« und nicht die konkrete Zustimmung, die Demokratie begründet.¹¹ Demokratische Gesellschaften, so formuliert es etwa Helmut Dubiel, »erhalten sich eben nicht dadurch, dass konfligierende Gruppen ihre partikularen Interessen und Meinungen einem imaginären Konsensus aufopfern. Vielmehr entsteht das sie integrierende normative Kapital gerade in der Kette von Konflikten, die nach Regeln ausgefochten werden«.¹² Demokratien sind mithin strukturelle Gebilde, die genau solche Regeln bzw. institutionellen Vorkehrungen getroffen haben, um Konflikte produktiv zu wenden, um daraus ihre Legitimität immer wieder erneuern zu können.

Schon Georg Simmel¹³ hat deutlich gemacht, dass nicht nur das Trennende und Entzweiende zwischen Menschen hervortritt, sondern im Konflikt zugleich auch soziale Bande geknüpft werden. Er zeichnet den Konflikt als eine zentrale Form der Vergesellschaftung aus, die im »Verweben tausend soziologischer Fäden« besteht.¹⁴ Sein Schüler Lewis

Nicole Deitelhoff und Cord Schmelzle: »Social Integration Through Conflict: Mechanisms and Challenges In Pluralist Democracies«, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 75 (2023), S. 69–93.

- 11 Robert A. Dahl: »Reflections on Opposition in Western Democracies«, in: *Government and Opposition* 1 (1965), S. 7–24; Robert A. Dahl: *Political Opposition in Western Democracies*, New Haven CT und London: Yale University Press (1966); und Ian Shapiro: »The Fallacies concerning Minorities, Majorities, and Democratic Politics«, in: Ders. (Hg.), *Democracy's Place*, Ithaca und London: Cornell University Press 1996, S. 16–52.
- 12 Helmut Dubiel: »Integration durch Konflikt?«, in: Jürgen Friedrichs und Wolfgang Jagodzinski (Hg.), *Soziale Integration*, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 1999, S. 132–143, hier S. 138.
- 13 Georg Simmel: »Das Problem der Soziologie«, in: Ders. (Hg.), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin: Dunker und Humblot 1908, S. 1–31; und Georg Simmel: »Der Streit«, in: Ders. (Hg.), *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin: Dunker und Humblot 1908, S. 186–255.
- 14 Ebd., S. 217.

Coser arbeitete die potenziell sozialintegrativen Funktionen von Konflikt systematisch heraus: In Konflikten erkennen Akteur*innen oftmals erst, dass sie einen gemeinsamen sozialen Raum teilen, sich ihr Handeln also nicht unabhängig voneinander vollzieht. Zweitens fördern Konflikte die bis dato latenten und unreflektierten normativen Erwartungen und Handlungs- und verteilungsregeln zutage, die Akteur*innen und soziale Situationen mit sich bringen. Konflikte haben in diesem Sinne also eine Erkenntnis- und Erläuterungsfunktion für die Akteur*innen. Schließlich weisen Konflikte, drittens, auf Veränderungsbedarfe hin: Normen und Regeln werden im Konflikt oftmals erst wieder verfügbare und damit wandelbar.¹⁵ Konflikte ermöglichen Gesellschaften, sich an sich verändernde Kontexte anzupassen und innovative Wege des Umgangs mit ihnen zu finden. Im Streit über bestehende Praktiken, Normen oder Verfahren werden neue Alternativen entdeckt und geformt, über die dann Einigungen erzielt werden können.¹⁶ Im Prozess des Zurückweisens, Forderns und Bestreitens werden politische Werte, Prinzipien und Verteilungsregeln ausbuchstabiert, die zumindest für den Moment ein Zusammenleben über alle Differenzen hinweg ermöglichen. Über die konkreten Differenzen hinaus sorgt Konflikt, so lange er ausgetragen werden kann, schließlich auch dafür, dass Herrschaftsstrukturen nicht zu stark verkrusten. Indem immer wieder neue Ansprüche auf politische, soziale oder kulturelle Teilhabe gefordert, bestritten und aktualisiert werden, können sich politische Beherrschungsstrukturen nicht auf Dauer verfestigen, sondern bleiben elastisch.¹⁷

Demokratische Konfliktregulierung

Um Konflikte in diesem Sinne produktiv für den eigenen Erhalt nutzen zu können, geht es nicht primär und nicht allein um die Ermöglichung von Konflikt, sondern immer auch zugleich um dessen Einhe-

15 Lewis A. Coser: *Theorie sozialer Konflikte*, Wiesbaden: VS-Verlag 2009, S. 152.

16 Ralf Dahrendorf: *Der moderne soziale Konflikt. Essay zur Politik der Freiheit*, Stuttgart: DVA 1992, S. 261; und Cass R. Sunstein: *Why Societies need Dissent*, Cambridge MA und London: Harvard University Press 2005.

17 R. Dahrendorf: *Der moderne soziale Konflikt*.

gung. Es sind gehegte Konflikte¹⁸ bzw. Konflikte, die nach Regeln ablaufen¹⁹, die in diesem Sinne produktiv wirken. Dubiel spricht daher auch von der »akkumulierten Erfahrung überstandener dramatischer Konflikte, in deren Folge sich ein Bewusstsein eines gemeinsam geteilten gesellschaftlichen Raumes herausbildet«. ²⁰

Demokratische Ordnungen benötigen mithin Institutionen und Verfahren, die dafür Sorge tragen, dass Konflikte nicht in Entzweiung und Zerfall münden, sondern produktiv zur Erneuerung der gesellschaftlichen Grundlagen der Kooperation, wie Vertrauen, Toleranz und Solidarität gewendet werden. Institutionelle Räume und Verfahren sollen dafür sorgen, dass politischer Streit sich an den Prinzipien von Gleichheit, Allgemeinheit und Reziprozität ausrichtet, Konflikte ausgetragen und repräsentiert werden können. Sie machen Konflikt für die Gesellschaft als Ganze erfahrbar; und sie begrenzen und zivilisieren Konflikt, indem sie ein Übergreifen auf weitere Konfliktfelder verhindern und klare und einklagbare Regeln und Prinzipien aufstellen, die die Rechte der Streitparteien absichern helfen und negative Externalitäten abwenden oder zumindest begrenzen.

Mit Blick auf die historische Herausbildung von Demokratien hat Robert Dahl argumentiert, dass die institutionelle Einbeziehung von Konflikt, etwa durch die Institutionalisierung von Opposition, neben dem Recht auf Repräsentation und dem Wahlrecht ein zentraler Faktor in der Demokratisierung westlicher Gesellschaften gewesen sei.²¹ Dies hänge vor allem damit zusammen, dass diese Institutionalisierung stabilisierend wirkte: Je mehr die jeweiligen Konflikte innerhalb der Ordnung nach Regeln artikuliert werden konnten, desto moderater wurden sie auch.²²

Solche Vorkehrungen lassen sich auch heute in nahezu allen Bereichen des politischen Zusammenlebens in Demokratien beobachten. Sie finden sich in starken (entscheidungsbefähigten) Öffentlichkeiten, wie Parlamenten, und in schwachen (meinungsbildenden) Öffentlichkeiten. In starken Öffentlichkeiten ist der Konflikt zumeist durchreguliert und

18 Vgl. Helmut Dubiel: Ungewissheit und Politik, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994; und H. Dubiel: Integration.

19 Vgl. R. Dahrendorf: Der moderne soziale Konflikt.

20 Ebd., S. 138.

21 R. Dahl: Opposition, S. xi.

22 Vgl. R. Dahl: Reflections; ähnlich H. Dubiel: Ungewissheit, S. 53.

besonders stark auf Kompromissfähigkeit und -absicherung abgestellt, in schwachen Öffentlichkeiten gibt es dagegen nur wenige formale Regeln und wenig Fokus auf Kompromiss. Das liegt daran, dass es in schwachen Öffentlichkeiten um die Erzeugung politischer Alternativen geht, nicht um deren Umsetzung.

Auseinandersetzungen in Parlamenten zählen zu den besonders stark institutionalisierten Konfliktregulierungsbereichen. Politischer Konflikt wird bereits durch die Organisation von Wahlen in Wettbewerbsverfahren umgewandelt. Dabei ist sowohl reguliert, wer an diesem Wettbewerb teilnehmen kann (Alter, Staatsangehörigkeit etc.), welchen Regeln der Wahlvorgang genügen muss (geheim, frei etc.) und mit welchen Konsequenzen eine Wahl einhergeht (welches Mandat erfolgt mit welchen Pflichten). Schließlich begrenzen Demokratien auch zeitlich Wahlperioden, um sicherzustellen, dass unterlegene Parteien nach einer fixierten zeitlichen Periode die Möglichkeit haben, Mehrheiten für ihre Positionen zu gewinnen. Auch in der parlamentarischen Arbeit ist der Konflikt durchreguliert. Sowohl die Konfliktparteien sind rechtlich definiert (Mandatsträger, die in der Regel einer Fraktion angehören) als auch ihre Rolle und Rechte im Konflikt festgelegt (Institutionalisierung von Regierung und Opposition, mit klaren Rollenerwartungen und Rechten im Verfahrensablauf). Mehrfache Lesungen von Gesetzesentwürfen und Vermittlungsausschüsse sind schließlich darauf ausgerichtet, die Wahrscheinlichkeit von und Fähigkeit zu Kompromissen zwischen den Parteien zu erhöhen, indem der Kompromissraum vergrößert und mehr Zeit in die Entscheidungsfindung investiert wird. Gerichte prüfen schließlich die Vereinbarkeit von Beschlüssen mit den Grundrechten.

Eine ebenfalls oftmals hoch institutionalisierte Konfliktarena stellt der Bereich der Tarifkonflikte dar. Auch hier sind die Konfliktparteien definiert, Arbeitgeberverbände auf der einen und Gewerkschaften auf der anderen Seite. Darüber hinaus ist auch hier der Konfliktverlauf durchgängig reglementiert, von der Zulässigkeit von Arbeitsniederlegungen (Streikrecht) über Friedenspflichten, Schlichtungsverfahren und die Dauer und Zulässigkeit von Abschlüssen, die sicherstellen sollen, dass Kompromisse nicht die Rechte einer, oftmals der strukturell schwächeren Seite (Arbeit), verletzen. Hierzu zählen etwa Regelungen zu Mindestlöhnen, Arbeitsschutz oder auch Sozialversicherungen.

Eine der vielleicht am stärksten regulierten Konfliktarenen ist schließlich die juristische Sphäre. In Gerichtsverfahren sind die Kon-

fliktparteien klar definiert: In Strafprozessen sind das Kläger und Angeklagte, vertreten durch Staatsanwälte und Rechtsanwälte und auch der Zugang zu Gerichten ist je nach Bereich definiert (etwa Schwere der Straftat oder öffentliches Interesse). Auch der Ablauf ist ebenso wie das mögliche Ergebnis stark reguliert und differenziert nach Rechtsbereichen.

Außerhalb starker Öffentlichkeiten sind Konflikte eher schwächer institutionalisiert, um die Zugangshürden für öffentliche Auseinandersetzungen gering zu halten und die frei flottierenden Meinungsbeiträge und Positionen nicht zu behindern. In diesen Bereich zählen außerparlamentarische Auseinandersetzungen, die sich als Protest, getrieben von sozialen Bewegungen, niederschlagen. Soziale Bewegungen bringen neue Themen und Ansprüche, für die es noch keine etablierten Zugänge in die starken Öffentlichkeiten gibt, über Petitionen, Protestaktionen und Demonstrationen bis hin zu Akten zivilen Ungehorsams in die Öffentlichkeit.²³ Diese disruptiveren Formen gesellschaftlichen Konflikts sind in ihren Prozessen nicht formalisiert, aber sie unterliegen ebenso wie die stark regulierten Streitarenen Schutzrechten, etwa dem Recht auf Meinungs- und Versammlungsfreiheit.

Das gilt in gleichem Maße für das alltägliche Streiten in der öffentlichen Sphäre, das sich in modernen Gesellschaften in der Regel über etablierte Massenmedien oder digitale Plattformen vollzieht. Auch diese Form des Konflikts verläuft unreguliert und steht prinzipiell allen Mitgliedern der Gesellschaft offen, aber auch sie zehrt von einer unterliegenden Institutionalisierung, welche die Einzelnen vor ungerechtfertigten Nachteilen im Konflikt schützen soll. Zu nennen sind das Recht auf Meinungsfreiheit und ebenso der Schutz vor Beleidigung und Diffamierung, wie er sich etwa in *hate speech*-Regulierung und Paragraphen zur Volksverhetzung bzw. im Kommunikationsstrafrecht materialisiert.²⁴ Mit Einschränkungen gilt das schließlich auch für

23 Andreas Pettenkofer: Radikaler Protest. Zur soziologischen Theorie politischer Bewegungen, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2010; Priska Daphi, Nicole Deitelhoff, Simon Teune und Dieter Rucht: »Protest in Bewegung? Zum Wandel von Bedingungen, Formen und Effekten politischen Protests«, in: Leviathan, Sonderheft (2017); und Nicole Deitelhoff: »Protest und die demokratische Frage«, in: Neue Zeitschrift für Sozialforschung 2 (2013), S. 62–68.

24 Vgl. die Beiträge in Marion Albers und Ioannis Katsivelas: Recht & Netz, Baden-Baden: Nomos 2018.

Formen der direkten Bürgerbeteiligung, die – zumeist lokal gebundene – Konflikte, etwa über Infrastrukturprojekte wie Flughafenerweiterungen oder Umgehungsstraßen, in geschützte Beratungsprozesse umwandeln.²⁵

Diese verschiedenen Formen der Institutionalisierung von und Regulierung innerhalb der Konfliktarenen verweisen darauf, dass demokratische Ordnungen nicht Konflikt per se fordern und fördern. Sie zeichnen Konflikte »nach Regeln«²⁶ aus, die ein Ausgreifen des Konflikts auf weitere Konfliktfelder oder eine Eskalation hinsichtlich der Mittel des Konfliktaustrags vermeiden helfen.²⁷ Dabei zeigt sich auch deutlich, dass vor allem entscheidungsbefugte Öffentlichkeiten in ihrer Konfliktregulierung stark durch eine Kompromissorientierung ausgezeichnet sind, während schwachen Öffentlichkeiten dieses Merkmal fehlt. In ihnen geht es primär darum, möglichst vielfältige Positionen und Stimmen einzufangen, die dann in den starken Öffentlichkeiten geprüft und in verbindliche Regeln umgesetzt werden.

Das entscheidende Merkmal demokratischer Konfliktregulierung mit Blick auf den Nutzen von Kompromissen ist ihre Vorläufigkeit. Kompromisse lösen Konflikte nicht für alle Zeiten, sondern sie bieten eine unter den gegebenen Umständen mögliche Bearbeitung, die eine temporäre Unterbrechung des Konflikts ermöglicht, aber immer die Möglichkeit beinhaltet, den Konflikt unter neuen Gegebenheiten wieder aufzunehmen.

Demokratische Ordnungen sind genau für diese Form der Konfliktbearbeitung ausgelegt, weil sie Konflikte gar nicht endgültig lösen wollen oder können, sie basieren genau auf dieser Vorläufigkeit, um sowohl gegenüber kognitiven, normativen und politischen Veränderungen offen zu sein, die es Bürgerinnen und Bürgern erlauben, immer wieder um Fragen des Zusammenlebens zu ringen und sich im besten Falle immer wieder neu für ein neuerliches Aufleben dieses Ringens zu entscheiden.

25 Anna Geis: *Regieren mit Mediation*, Wiesbaden: Springer VS 2006; N. Deitelhoff und C. Schmelzle: *Social Integration*; und Thamy Pogrebinschi: *Innovating Democracy? The Means and Ends of Citizen Participation in Latin America*, Cambridge: Cambridge University Press 2023.

26 H. Dubiel: *Integration*.

27 N. Deitelhoff und C. Schmelzle: *Social Integration*.

Schlussbemerkungen

Kompromisse sind durchaus voraussetzungsvoller, als Ulrich Willems das in seiner Analyse zugestehen mag, aber sie sind das zentrale Mittel der Konfliktbearbeitung in Demokratien, um sich der eigenen Grundlagen, die im beständigen Ringen um belastbare Antworten liegen, wie das demokratische Zusammenleben gestaltet werden soll, zu versichern. Demokratische Regulierungsverfahren sind darum von vornherein auf Konflikt und lediglich vorläufige Kompromisse ausgelegt. Regulierungen bezüglich Wahlperioden und Einspruchsfristen sind der deutlichste Ausdruck dieses Fokus, sie basieren darauf, dass Bürgerinnen und Bürger die Freiheit haben und nutzen können, die Frage ihres Zusammenlebens immer wieder zu erörtern und sicher sein können, dass diese Lösungen immer nur temporär, im *Hier und Jetzt* gelten, bis sie sie erneut zur Disposition stellen. Kompromisse sind in Demokratien daher eher als temporäre Unterbrechungen einer kontinuierlichen Infragestellung zu verstehen, der Demokratien nicht nur nicht entgehen können, sondern auf die sie notwendig angewiesen sind.

Kompromisse – um jeden Preis und auf wessen Kosten?

Thomas Biebricher

Einleitung

In einer zunehmend als unübersichtlich wahrgenommenen Welt gibt es immer weniger Unbestreitbares. Worauf man sich aber vermutlich dennoch über verschiedene Standpunkte hinweg einigen könnte, ist die Tatsache, dass zeitgenössische Gesellschaften – und zwar keineswegs nur im globalen Norden oder gar im ›Westen‹ – in ihrer Zusammensetzung heterogener werden, sei es ethnisch, sozial, kulturell oder religiös. Auch wenn es diesbezüglich Ausnahmen gibt, ist der Trend insgesamt eindeutig. Während dies manchen als Chance erscheint, löst es bei anderen Beklemmungen aus – und natürlich gibt es nicht wenige Regime, die mit teils bedenklichen Mitteln versuchen, sich diesem Trend entgegenzustellen und Vielfalt und Diversität eher für einen Fluch als für einen Segen halten. Doch zumindest die pluralistische Demokratie – heute oft als liberale Demokratie bezeichnet, was eine Erfindung der 1990er Jahre ist, wie gerade Philip Manow gezeigt hat¹ – muss ihrem Selbstverständnis nach diese Pluralität grundsätzlich begrüßen und fördern, wenn auch die Bandbreite legitimer Positionen, Praktiken und Lebensformen, aber auch die akzeptable Spreizung in Sachen sozialer Einkommens- und Vermögens(un-)gleichheit, immer wieder neu ausgehandelt werden muss.² Dies bedeutet aber beinahe zwangsläufig, dass sich das Ausmaß an latenten und manifesten Konflikten in derart

1 Vgl. Philip Manow: *Unter Beobachtung. Die Bestimmung der liberalen Demokratie und ihrer Freunde*, Berlin: Suhrkamp 2024.

2 Vgl. zum pluralistischen Demokratieverständnis den klassischen Beitrag von Ernst Fraenkel: *Deutschland und die westlichen Demokratien*, Stuttgart: Kohlhammer 1973.

heterogenen Gesellschaften erhöht und die Gefahren der Fragmentierung und Desintegration beständig im Raum stehen. Was solche von vielfältigen Konfliktlinien durchzogenen und gewaltigen Fliehkräften ausgesetzten Gesellschaften mehr als irgendetwas anderes benötigen – wollen sie nicht auf den Pfad der Pluralitätsreduktion einschwenken, um so die soziokulturellen und -ökonomischen Reibungspunkte zu reduzieren – sind Verfahren, die es ermöglichen, Konflikte unter Wahrung von als wünschenswert ausgezeichneter Heterogenität zu bearbeiten. Dazu zählen Verfahren wie das der Kompromissbildung, von der man daher vermuten sollte, dass sie eine zentrale Stelle in der Selbstbeschreibung pluralistischer Demokratien einnimmt. Doch dies, so Ulrich Willems in seiner kenntnisreichen und hellsichtigen Würdigung des Kompromisses, ist mitnichten der Fall. Vielmehr erscheine der Kompromiss bisweilen als Schmuttelkind der Konfliktbearbeitung: Der Kompromiss stehe beständig im Verdacht, ein fauler zu sein, scheine es doch regelmäßig bei derartigen Aushandlungsprozessen eher um Opportunismus als um Prinzipien zu gehen. Der Kompromiss hat aber nicht nur bei Überzeugungstätern der politischen Praxis, die sich ihre Positionen und Forderungen nicht verwässern lassen wollen, einen schlechten Namen. Bisweilen, so lässt sich Willems verstehen, könne man auch den Eindruck gewinnen, dass sich in Teilen der Demokratietheorie gewisse Vorbehalte gegenüber der Logik des Kompromisses erkennen lassen, die sich darin äußern, dass dieser durch allerlei Zusätze erst veredelt werden muss, um so als normativ akzeptabel bzw. als ›fair‹ zu erscheinen. Dies bestreitet Willems energisch und argumentiert, dass die sowohl normative als auch funktionale Pointe des Verfahrens der Kompromissbildung gerade darin bestehe, dass sie auch als radikal entschlackte Basalvariante funktioniere, was sie zu einer wahren Allzweckwaffe im Arsenal der Konfliktbearbeitungsstrategien mache, die aufgrund ihrer relativen Voraussetzungslosigkeit in unterschiedlichsten Kontexten und zu überschaubaren (politischen) Kosten zum Einsatz gelangen könne.

In der Tat ist Willems darin zuzustimmen, dass das Konzept des Kompromisses, gäbe es dieses nicht schon, geradezu für pluralistische Demokratien erfunden werden müsste. Wie Nicole Deitelhoff in ihrer Replik auf Willems Beitrag ausführt, entpuppen sich sogar vermeintliche Schwächen des Kompromisses, nämlich seine Instabilität, in demokratischen Kontexten in gewisser Hinsicht als spezifische Stärke. Schließlich vertragen sich ›endgültige‹ Entscheidungen, die die

beteiligten und betroffenen gesellschaftlichen Akteure gewissermaßen auf Ewigkeit festlegen und binden sollen, schlecht mit dem Charakteristikum der liberalen Demokratie als einem Regime der beständigen Vorläufigkeit. Trifft es zu, dass eine der fundamentalen Präsuppositionen pluralistischer Demokratien darin besteht, dass aus Minderheiten Mehrheiten werden können (was der zentrale Grund für aktuelle Minderheiten darstellt, ihre Minorisierung zumindest für den Moment zu akzeptieren und so eine nicht zu unterschätzende pazifizierende Wirkung entfaltet), dann geht es schließlich gerade darum, Entscheidungen nicht auf (unbegrenzte) Dauer zu stellen. Laut der vielzitierten Formulierung Claude Leforts in diesem Zusammenhang zeichnet sich die Demokratie dadurch aus, »dass der Ort der Macht zu einer Leerstelle wird« und dies auch bleiben soll.³ Etwas weniger metaphorisch ließe sich davon sprechen, dass sich Akteure nur dann auf das Spiel der Demokratie einlassen, wenn es grundsätzlich auch offen für ihre Vorstellungen erscheint und diese implementierbar bleiben, sollten sie zur Mehrheitsmeinung werden: Demokratische Mehrheitsentscheidungen müssen grundsätzlich revidierbar sein; die Vorläufigkeit mehr oder weniger ›brüchiger‹ Kompromisse bietet hierfür gute Voraussetzungen.

Wenn Ulrich Willems daher in einer Vielzahl von Punkten und Bewertungen hinsichtlich der Vorzüge von Kompromissen durchaus zuzustimmen ist, so sollen im Folgenden seine Darlegungen dennoch im Hinblick auf drei spezifische Punkte, die konzeptioneller beziehungsweise normativer Natur sind, problematisiert werden, bevor ich abschließend noch einmal kurz auf den Ausgangspunkt zurückkomme: Zunehmend heterogene Gesellschaften, von denen man vermuten könnte, dass sie nichts dringender bräuchten als Kompromisse und Akteure, die bereit und in der Lage sind, sie zu schmieden, in denen aber dennoch der Kompromiss vor allem im Ruch der Rückgratlosigkeit und des Ausverkaufs von Interessen und Positionen steht.

3 Claude Lefort: »Die Frage der Demokratie«, in: Ulrich Rödel (Hg.), *Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990, S. 281–299, hier S. 293.

Kompromiss und Tausch

Der erste Punkt, der hier hinterfragt werden soll, betrifft die Typologie dreier unterschiedlicher Konfliktregelungsmechanismen, die Willems vorschlägt. Unterschieden vom Kompromiss als einem möglichen Verfahren, Konflikte zu regeln, wird hier zunächst die (vorübergehende) Stilllegung des Konfliktes, indem er eingefroren wird. Die Parteien des Konflikts erkennen an, dass es sich um einen solchen handelt, sind aber nicht willens und/oder in der Lage, ihn einer befriedigenden Regelung zuzuführen und schieben eine solche Regelung zunächst auf. Genau genommen handelt es sich also gar nicht um eine Regelung des Konflikts, der ja unverändert bestehen bleibt, sondern einen Konflikt, der schlicht nicht ausgetragen wird. Die Verwandtschaft mit dem Kompromiss besteht aber im Übrigen darin, dass die Motive und Gründe, den Konflikt einzufrieren, zwischen den diversen Parteien durchaus variieren können, es sich also nicht um einen Konsens handeln muss. Darüber hinaus, so Willems, gelte es von einem genuinen Kompromiss den *Tausch* als Konfliktregelungsprozedur zu unterscheiden. Beim Tausch gelinge es den Konfliktparteien, Arrangements zu finden, in deren Rahmen die Akteure ihre Differenzen auf derart produktive Art und Weise kanalisieren können, dass die Ergebnisse in allseitigem Interesse liegen. In einem solchen tauschökonomischen Setting sollte es damit eigentlich nur zu freiwilligen Interaktionen kommen, in denen laut Willems mindestens Äquivalente getauscht werden (wobei nicht ganz klar ist, warum in diesem Fall überhaupt getauscht werden müsste – zumindest wären dann die Parteien streng genommen indifferent gegenüber Gut A oder Gut B, da sie ihnen gleich viel wert wären) oder es zu einem ›Deal‹ kommt, der für beide Seiten vorteilhaft ist. Die typische Konstellation für ein erfolgreiches Tauschgeschäft besteht daher darin, dass Güter, die einen geringeren Wert für einen Akteur haben, gegen ein subjektiv höherwertigeres Gut eingetauscht werden, was deshalb möglich ist, weil sich die Wertschätzung auf Seiten des Tauschpartners genau umgekehrt verhält. In den Wirtschaftswissenschaften hat die Analyse solcher Tauschspiele eine lange Tradition. Man stellt sich Akteure mit einer Ausgangsausstattung unterschiedlicher Güter vor und geht davon aus, dass etwa ein reichlich mit Äpfeln ausgestatteter Akteur bereit wäre, einige davon aufzugeben, wenn er dafür ein paar Orangen erhalten könnte. Das spiegelbildliche Motiv wird beim Besitzer einer Fülle von Orangen unterstellt, so dass es zum Tausch kommt, bis zu

dem Punkt (dem Pareto-Optimum), an dem weitere Tauschhandlungen niemanden mehr besserstellen können, ohne zumindest einen Akteur schlechter zu stellen. Und natürlich lässt sich diese basale Logik aus der Welt der Früchte auf alle möglichen Arten von ökonomischen Tauschverhältnissen, aber auch auf politische Kontexte übertragen. Hier kann die Unterstützung für bestimmte politische Projekte eines Akteurs gegen die Unterstützung eines anderen eingetauscht werden: Unterstützt Du mich beim Versuch, Direktinvestitionen durch Steuersubventionen in mein Bundesland zu holen, kannst Du darauf zählen, dass ich erhöhte Ausgaben im Rüstungsbereich unterstütze, die den entsprechenden Herstellern in Deinem Wahlkreis zugutekommen werden. In der englischsprachigen Politikwissenschaft ist für diese ›Deals‹ der Begriff des ›log-rolling‹ geprägt worden.

Die Frage, die sich nun stellt, lautet schlicht, inwiefern sich die Logik des Kompromisses eigentlich von dieser Logik des Tausches unterscheidet. Denn auch bei einem Kompromiss müssen Parteien ›Opfer‹ bringen, um zu einer Einigung zu gelangen, und werden dementsprechend ein als weniger wertvoll erachtetes Gut gegen ein wertvolleres eintauschen. Interessanterweise verweist Willems bei der folgenden Erläuterung der Kompromiss-Logik auf die Kaufverhandlungen beim Erwerb eines Autos, bei dem es zu genau den Verhandlungen komme, die wir aus dem Verhältnis von Orangen- und Apfelbesitzer_innen kennen. Willems verweist auf Margalit,⁴ die in diesem Fall von einem »blutleeren Kompromiss« spreche, aber es ist nicht ersichtlich, warum man hier nicht von einer Tauschhandlung sprechen sollte. Auch Willems selbst konzediert zumindest, dass es sich um eine »Mischung aus Tausch und Kompromiss« handle. Dies würde aber voraussetzen, dass es distinkte Logiken gibt, die sich in hybriden Formen vermischen können. Allerdings bleibt weiterhin unklar, worin diese *differentia specifica* bestehen soll. Im Folgenden stellt Willems einen zweiten Kompromiss-Typus vor, der – zumindest implizit – dann als genuiner Kompromiss verstanden werden kann. Aber der Unterschied besteht vor allem darin, dass es sich hier um »unteilbare« Konflikte im Sinne der Typologie Albert Hirschmans handelt.⁵ Hier würden von allen Seiten nur Opfer gebracht und

4 Avishai Margalit: On Compromise and Rotten Compromises, Princeton: Princeton University Press 2009, S. 39.

5 Vgl. Albert O. Hirschman: »Social Conflicts as Pillars of Democratic Society«, in: Political Theory 22 (1994), S. 203–218, hier S. 213.

niemand mache ›ein gutes Geschäft‹, so Willems, wobei aber immerhin die eigenen Ansprüche noch in Teilen realisiert werden könnten und die Regelung insgesamt als vorzugswürdig gegenüber den Alternativen erscheine. Ohne weitere Spezifizierungen liegt dann aber der Schluss nah, dass im Falle teilbarer Konflikte streng genommen kein Unterschied besteht zwischen Tauschhandlungen und Kompromissen und es nur in bestimmten Formen von Konflikten zu Kompromissen kommen kann, die sich nicht unter die Kategorie des Tausches subsumieren lassen.

Darüber hinaus stellt sich aber auch die Frage, ob die Charakterisierung des Kompromisses ohne Sieger überhaupt ausreicht, um einen Kompromiss von einem Tausch abzugrenzen. Denn auch ein solcher Kompromiss würde zumindest von den Vertretern eines Rational-Choice-Ansatzes doch so rekonstruiert werden, dass hier ein relativ wertvolleres Gut – nämlich die Einigung an sich – erworben wird, indem ein teures, aber doch relativ wertloseres Gut – z.B. das strikte Verbot von Schwangerschaftsabbrüchen – eingetauscht wird. Womöglich wird der vermeintliche Gegensatz zwischen Tausch und Kompromiss, an dem Willems festhalten möchte, aber auch dadurch erzeugt, dass Tauschgeschäfte zumindest implizit als rein freiwillige verstanden werden, in dem es dann quasi *per definitionem* nur zu beidseitig vorteilhaften Interaktionen kommen kann, wohingegen Willems in Kompromisskontexten ausdrücklich in Rechnung stellt, dass sich in den entsprechenden Ergebnissen vermutlich auch die gegebenen Kräfteverhältnisse widerspiegeln werden. Außerhalb der ökonomischen Modell-Welt kann man sich aber zweifellos Tauschgeschäfte vorstellen, die keine wirklichen Sieger kennen, sondern gewissermaßen durch die Verhältnisse erzwungen werden – und eben immer noch besser erscheinen als die Alternative des Nicht-Geschäfts. Zweifellos bedürften die hier aufgeworfenen Fragen einer noch tiefergehenden Analyse als dies hier geleistet werden kann, aber zumindest ist festzuhalten, dass die Unterscheidung zwischen Tausch und Kompromiss nach jetzigem Stand weniger eindeutig ausfällt, als es die Ausführungen von Willems nahelegen.

Fraglich wäre hier zuletzt, was bei dieser Unterscheidung auf dem Spiel steht. Verstünde man die Kategorie des Kompromisses womöglich als eine spezifische Form des Tausches, dann würde die Kompromiss-Forschung anschlussfähig an die umfangreiche Literatur des Public-

und Rational-Choice, wo »Politik als Tausch«⁶ in ihren unterschiedlichen Facetten analysiert wird. Womöglich geht es aber auch gerade darum, dass die Beforschung des Kompromisses nicht zu einem weiteren Opfer des methodischen ökonomischen Imperialismus wird, der sich ja gerade in diesen Forschungsfeldern manifestiert.

Kompromiss und Zwang

Der zweite Punkt in Willems Ausführungen, der hier problematisiert werden soll, bezieht sich auf eine weitere Unterscheidung, die eingeführt wird, um die Spezifik des Kompromisses gegenüber etwaigen Alternativen zu markieren, aber auch um die mit milder Polemik vortragene These, dass der Kompromiss in Sozialwissenschaften (und Philosophie) nur unter der Voraussetzung seiner normativen Aufladung Anerkennung finde, die aber eben keineswegs vonnöten sei, sondern das Verfahren des Kompromisses gerade seiner oben erwähnten Stärken beraube. Zu diesen zusätzlichen Voraussetzungen zählt beispielsweise die Vertrauenswürdigkeit, die sich die Verhandlungspartner wechselseitig zuerkennen, der Respekt und die Anerkennung, die man sich gegenseitig zollt oder auch das Bekenntnis, sich an die Kompromissergebnisse zu halten (was wiederum auf die Vertrauenswürdigkeit verweist). Auch wenn Willems der sozialwissenschaftlichen Forschung und hier vermutlich vor allem der deliberativen Demokratietheorie etwas pauschal unterstellt, den Kompromiss durch allerlei zusätzliche Attribute anzureichern, so ist die Beobachtung in der Tendenz sicherlich nicht ganz unzutreffend. Jürgen Habermas etwa ist zwar keineswegs so kompromiss-avers, wie man es von dem Theoretiker des argumentativen Konsenses, auf dessen Herstellung in genuin kommunikativem Handeln zumindest abgezielt werden müsse (wenn dies aus empirisch selten der Fall sei), erwarten könnte. Auch Habermas erkennt dem Kompromiss in seiner Demokratietheorie eine überraschend wichtige Rolle zu für all die Materien, die sich nicht im Rahmen eines rein moralischen oder ethischen Diskurses bearbeiten ließen. Diese müssten über Verhandlungen und Kompromisse, denen die Beteiligten eben aus unterschiedlichen Motiven zustimmten, geregelt, werden,

6 James Buchanan: »The Constitution of Economic Policy«, in: *American Economic Review* 77 (1987), S. 243–250, hier: S. 246.

deren Findung aber unter fairen Bedingungen stattfinden müssten.⁷ Dieses Beispiel zeigt exemplarisch, dass es für die Einschätzung Willems' durchaus Anhaltspunkte gibt und es wirft die Frage auf, inwieweit diese normativen Anreicherungsversuche angemessen erscheinen, oder ob damit tatsächlich das Konzept des Kompromisses auf bedenkliche Weise überfrachtet wird, wie Willems argumentiert.

Die Problematik soll hier an zwei Punkten verdeutlicht werden. Willems spricht sich dagegen aus, dass Kompromisse nur dann als normativ wünschenswerte und funktionale Konfliktregelungsverfahren gelten können, wenn ein gegenseitiges basales Vertrauen gegeben ist. Natürlich wird durch diese Bedingung die Theoretisierung des Kompromisses wesentlich verkompliziert und eine seiner größten Stärken, die relative Voraussetzungslosigkeit, dementiert. Umgekehrt muss man festhalten, dass man Vertrauenswürdigkeit zwar an den persönlichen Charaktereigenschaften des Gegenübers festmachen kann (womit die Frage eine stark moralische Dimension erlangt), sie kann sich allerdings auch auf die Fähigkeit des Gegenübers beziehen, ein ›*credible commitment*‹ abzugeben, sich an den Kompromiss zu halten. Glaubwürdige Festlegungen einzugehen kann man nicht jeder Klasse von Akteuren zutrauen. Mit Kleinkindern Kompromisse zu schließen, scheitert bisweilen daran, dass sie ihre *commitments* innerhalb kürzester Zeit vergessen oder nicht als bindend ansehen. Aber auch eine Gewerkschaftsführerin, die zu wenig Rückhalt in den eigenen Reihen hat und/oder in Konkurrenz zu einer anderen Gewerkschaft agiert und Gefahr läuft, in ihren Forderungen überboten zu werden, kann möglicherweise nicht das liefern, auf was sie sich im Rahmen eines Kompromisses festgelegt hat und ist in diesem Sinn nicht vertrauenswürdig. Das bedeutet, dass fehlendes Vertrauen die Leistungsfähigkeit von Kompromissen durchaus beeinträchtigen kann und zwar nicht nur in der normativen, sondern vor allem auch in der funktionalen Dimension, nämlich dann, wenn dies zur Folge hat, dass Kompromisse fragil und kurzlebig sind. Weiter oben war die Rede davon, dass die Vorläufigkeit von Kompromissen gerade zu seinen Stärken gehören kann, doch dies darf nicht mit Kurzlebigkeit verwechselt werden: Wenn Kompromisse unmittelbar nachdem sie geschmiedet wurden, wieder zerbrechen und immer neue Regelungsrunden erforderlich machen, dann lässt sich schwerlich von einem sparsamen Instru-

7 Vgl. Jürgen Habermas: Faktizität und Geltung. Zur Diskurstheorie des demokratischen Rechtsstaates, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992, S. 200–204.

ment sprechen, da sich die wiederholten Verhandlungskosten aufaddieren. Dabei ist davon auszugehen, dass die Kompromissbildung in jeder Runde auf der Grundlage der negativen Erfahrungen schwieriger und langwieriger wird, was die Kosten abermals erhöhen dürfte. Mit anderen Worten handelt es sich zumindest bei manchen der eingeforderten zusätzlichen Merkmale eines wirklich wünschenswerten Kompromisses nicht nur um normativ ornamentales Beiwerk, sondern um Bedingungen, die sich beträchtlich auf die Funktionalität von Kompromissen auswirken können.

Dies gilt auch für den zweiten Punkt, wobei hier allerdings die normative Dimension die drängenderen Fragen aufwirft. Willems wendet sich auch gegen die Gewaltlosigkeit als zwingende Bedingungen für einen akzeptablen Kompromiss und verweist etwa auf Arbeitskämpfe, die vonnöten sein können, um die Kompromissbereitschaft des Kontrahenten auszuloten. Allerdings will er dort einen konzeptionellen Strich ziehen, wo es nicht mehr um Konzessionen, sondern nur noch um Kapitulation geht. Er wählt das Beispiel des Räubers, der mit vorgehaltener Pistole Geld oder Leben fordert. Auch die Übergabe der Geldbörse könnte ja als Wahlhandlung auf Basis der Abwägung der Alternativen rekonstruiert werden, wird von Willems aber als erzwungen angesehen, was das Ergebnis als Kompromiss disqualifiziert. Gleichwohl heißt es, dass auch oktroyierte Kompromisse grundsätzlich akzeptabel sein können und weiter oben wurde bereits erwähnt, dass ausdrücklich davon auszugehen ist, dass sich die Kräfteverhältnisse in Kompromissergebnissen widerspiegeln werden. Wann ein oktroyierter Kompromiss in einen erzwungenen umschlägt, scheint mir vor diesem Hintergrund aber schwer zu bestimmen zu sein, zumal aus der Beobachterperspektive. Dass sich Akteure dazu entschließen werden, eher auf ihr Geld als auf ihr Leben zu verzichten, ist sicherlich als empirische Regelmäßigkeit festzuhalten, aber es gibt schließlich auch diffizilere Konstellationen: Ist die Bereitschaft ein atypisch-prekäres Lohnarbeitsverhältnis aufzunehmen noch als Kompromiss zu verstehen, in dessen Rahmen man bereit ist, das Opfer des Verzichts auf ein Normalarbeitsverhältnis zu erbringen, oder ist dies angesichts der Alternative der Arbeitslosigkeit und den entsprechenden mehr oder weniger umfangreichen Einschränkung dann schon eher Kapitulation als Konzession? Dem »Paten« Don Vito Corleone legen Mario Puzo bzw. Francis Ford Coppola die berühmten Worte in den Mund: »I'm gonna make him an offer he can't refuse«. Welches (Kompromiss-)angebot man aber schlicht

»nicht ablehnen kann«, weil die Alternative keine wirkliche ist, dürfte doch sehr im Auge des Betroffenen liegen, dessen Wertschätzung der diversen Optionen den Ausschlag über den Ausgang gibt. Was als Konzession und was als Kapitulation gilt, ist daher aus externer Perspektive schwer zu beurteilen und damit besteht die Gefahr, dass in die Kategorie des Kompromisses durchaus porös ist im Hinblick auf Kompromisse, die man ebenso gut als erzwungen wie oktroyiert beschreiben könnte. Die normative Attraktivität eines derart weiten Verständnisses des Kompromisses scheint mir dann aber doch erheblich in Frage gestellt zu sein – ganz abgesehen davon, dass die Funktionalität ebenfalls beeinträchtigt ist – und daher läge es nah, noch einmal zu überdenken, ob eine gewisse Anreicherung des Kompromisskonzepts nicht doch angezeigt ist, um nicht seine Vorzüge einzubüßen, nur um es als quasi voraussetzungsloses Verfahren auszeichnen zu können.

Interne und externe Effekte

Der letzte Punkt, der hier aufgeworfen werden soll, kann anhand eines Beispiels verdeutlicht werden, das auch Willems in seinem Text diskutiert. Über die Notwendigkeit von Kompromissen wird derzeit nicht zuletzt im Zusammenhang mit klimapolitischen Entscheidungen gerungen (vgl. auch den Beitrag von Darrel Moellendorf in diesem Band). Hier gibt es diejenigen, die vor Kompromissen warnen und eher eine Art von Revolution einfordern. Die Radikalität der Vorgehensweise, die vonnöten sei, ergebe sich dabei nicht aus den ideologischen Festlegungen der Akteure, sondern schlicht aus der Radikalität der (Natur-)Verhältnisse und den Herausforderungen, die damit einhergingen. Auch solche Argumente hält Willems für nur bedingt stichhaltig zum Zweck einer Kritik des Kompromisses. Er gibt zu bedenken, dass die Alternative zu Kompromissen in der Klimapolitik nicht notwendigerweise ein ambitionierteres Vorgehen sei, sondern womöglich der völlige Stillstand – vielleicht sogar in Reaktion auf forcierte Reformtätigkeiten. In der Tat kann es nicht nur der Fall sein, dass die Gegenseite beim Scheitern eines Kompromisses diejenige ist, die sich durchsetzt. Eine energisch unilateral vorangetriebene Klimapolitik könnte eben auch einen *backlash* verursachen, der dann effektiv zum Stillstand führt. Die Geschichte der Klimawende in der deutschen Politik der letzten Jahre dient manchen als Beleg für diese Gefahr, wobei aber höchst umstrit-

ten ist, ob der zweifellos erkennbare *backlash* tatsächlich auf fehlende Kompromissbereitschaft der ehemaligen Ampel-Regierung zurückzuführen ist oder sich *trotz* vielfältiger Kompromisse materialisierte. Jedenfalls scheint zunächst einmal im Sinne Willems festzuhalten zu sein, dass sich nachhaltige Transformationspolitik idealerweise auf einen Konsens stützen muss, wo dieser aber – erwartungsgemäß – nicht erreichbar ist, mit Hilfe von Kompromissbildung möglichst viele Akteure und ihre divergierenden Interessen einbinden müsste, um eben nicht das Risiko einzugehen, bei wechselnden Mehrheiten und veränderten gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen direkt in Frage gestellt zu werden.

Soweit leuchtet die Logik ein, aber dennoch fehlt hier meiner Ansicht nach eine Dimension in der Betrachtung, die der Frage des Kompromisses noch einmal eine neue Komplexität verleiht. Willems untersucht die Kompromissbildung in seinem Beitrag, soweit ich sehen kann, fast ausschließlich im Hinblick auf die entsprechenden Binnenverhältnisse zwischen den Akteuren. Hier können sich Befriedungseffekte einstellen oder eben auch nicht. Was aber wenig Platz einnimmt, ist gewissermaßen die Frage nach den externen Effekten von Kompromissen. Kompromisse wirken sich schließlich nicht nur auf die Beteiligten aus, sondern können unter Umständen auch Auswirkungen auf Dritte haben bzw. beziehen sich auf Dritte(s). Das bedeutet, Kompromisse können im Binnenverhältnis zwar eine befriedende Wirkung, aber dennoch höchst problematische externe Effekte haben. Um beim Beispiel der Klimapolitik zu bleiben: Man kann sich zwar vorstellen, dass ein Kompromiss im Sinne von Ausbau des Bahnnetzes bei gleichzeitiger Beibehaltung keines Tempolimits auf Autobahnen kurzfristig Frieden im Binnenverhältnis von ehemaligen Ampel-Koalitionären stiften konnte. Aber da sich beide Maßnahmen tendenziell gegenseitig neutralisieren, würde der Klimawandel dennoch nicht effektiv bekämpft. Man kann zwar argumentieren, dass dieses Ergebnis immer noch besser ist, als kein Bahnausbau und *kein* Tempolimit, aber wenn das ›kleinere Übel‹ zur Folge hat, dass das Weltklima allenfalls nur um drei Grad steigt statt um fünf, zeigt sich, dass das Argument nicht ganz unangreifbar ist.

Grundsätzlicher gewendet lässt sich das Problem so beschreiben, dass man zumindest manche Kompromisse (mit zwei Partnern) nicht als rein dyadisches Binnenverhältnis betrachten und sie auch nicht allein daran messen kann, ob sie zwischen den Beteiligten eine nachhaltig pazifizierende Wirkung entfalten. Wenn diese Wirkung auf Kosten Dritter

erzielt wird, dann handelt es sich offensichtlich um einen Kompromiss, der normativ höchst fragwürdig ist. Mit Blick auf die Klimapolitik muss man sich gar nicht erst auf die schwierigen konzeptionellen Bahnen der Natur als Rechtsträgerin begeben, um die Virulenz des Problems aufzuzeigen, da von Erderwärmung, Verlust von Biodiversität etc. nicht nur die nicht-menschliche Natur, sondern natürlich auch zukünftige Generationen betroffen sind – und zwar vermutlich negativ. Ein Kompromiss, der auf einen Stillstand in der Klimapolitik hinausliefe, ließe sich also als einer charakterisieren, in dem die ›Opfer‹, die ja definitionsgemäß zu dieser Art der Konfliktregelung gehören, externalisiert werden, was ihn extrem attraktiv für die Kompromissparteien macht und ›faul‹ für diejenigen, die zwar mutmaßlich negativ betroffen, aber eben nicht beteiligt sind, wie es ja bei den zukünftigen Generationen der Fall ist. Die systematische Ausweitung der Kompromiss-Analytik, um auch diese externen Verhältnisse in den Blick zu nehmen, schiene mir daher angezeigt. In der Tat spielt dies auch bei Willems eine Rolle, der hier von ›klugen‹ oder eben auch ›fairen‹ Kompromissen spricht. Dies spräche aber meiner Ansicht nach dafür, die normative Auszeichnung des Kompromisses tatsächlich auf seine ›fairen‹ Manifestationen zu beschränken.

Schluss – Agenten der Kompromisslosigkeit

Wie eingangs erwähnt, soll hier noch einmal auf den Ausgangspunkt der Überlegungen zurückgekommen werden. Wie lässt es sich erklären, dass der Kompromiss in einem derart schlechten Ruf steht, obwohl er grundsätzlich als ein probates Instrument der Konfliktregelung gerade für pluralistische Demokratien gelten muss? Dies hat sicherlich damit zu tun, dass der Kompromiss bisweilen eben nicht den Eindruck vermeiden kann, dass er mindestens oktroyiert, wenn nicht gar erzwungen ist und dass es bisweilen zu Kompromissen kommt, die auf dem Rücken Dritter geschmiedet werden. Dass dadurch die funktionale wie auch normative Attraktivität von Kompromissen zumindest in Frage gestellt sein kann, wurde hier herausgearbeitet. Dies allein kann jedoch die spürbare weitverbreitete Aversion gegen Kompromisse in der öffentlichen Debatte nicht erklären (auf die akademische Debatte soll hier nicht näher eingegangen werden). Zwei Faktoren scheinen mir hier insbesondere erwähnenswert. Zunächst ist es das Wirken von

Agenten der Kompromisslosigkeit, wie ich es nennen möchte. Es gibt politische Akteure, denen systematisch daran gelegen ist, den Kompromiss zu desavouieren und zwar gerade weil er in gewisser Weise als typische Konfliktregelungsprozedur der pluralistischen, parlamentarischen Parteiendemokratie erscheint. Bei den Angriffen vor allem rechtsautoritärer (aber bisweilen auch linksautoritärer) Akteure gegen den Kompromiss geht es um vermeintliche Rückgratlosigkeit und Opportunismus, die sich am konkreten Deal ablesen lassen können sollen, aber eigentlich zielt die Kritik aufs Grundsätzliche: Es sind eben gerade die konstitutiven Gegebenheiten gewaltenteiliger, gesellschaftlich heterogener Demokratien, in denen es sich schlecht durchregieren lässt und die beständig die Möglichkeit zulassen müssen, dass demokratische legitimierte Politik auch einen anderen Weg einschlagen kann und diese Kontingenz nicht dementieren kann und will; eine demokratische Politik, die erst nach der mühseligen Überwindung zahlreicher Veto-Punkte ins Werk gesetzt werden kann – und zwar nicht zuletzt indem mit den entsprechenden Veto-Spielern bisweilen Kompromisse geschlossen werden. In der autoritären Imagination bestände das Ideal darin, den gordischen Knoten all dieser politisch-ökonomisch-rechtlichen Verstrickungen zu durchschlagen und damit gleichzeitig das langwierige Prozedere pluralistischer Demokratien als generalisierten Kuhhandel zu entlarven, mit dessen Hilfe sich Eliten auf Kosten der Bevölkerung gesundstoßen. Der entscheidende Punkt scheint mir hier darin zu bestehen, dass man dem Generalverdacht gegen die Kultur des Kompromisses in pluralistischen Demokratien mit Argumenten entgegentreten muss, wie sie etwa in Willems' Beitrag entwickelt werden – ohne jedoch prinzipiell auszuschließen, dass es eben faule Kompromisse auf Kosten Dritter gibt. Das oben erwähnte ›log-rolling‹ mag bisweilen zum Zweck der allgemeinen Diskreditierung einer politischen Klasse überdramatisiert und –skandalisiert werden, doch grundsätzlich zu leugnen, dass es solche Deals gibt, die etwa auch auf Kosten der Allgemeinheit (der Steuerzahler) zustande kommen, wäre bestenfalls naiv.

Der zweite hervorzuhebende Punkt steht mit diesem ersten zumindest in einem indirekten Zusammenhang. Es handelt sich um die Tendenz in Richtung einer zunehmenden Kulturalisierung gesell-

schaftlicher Konflikte.⁸ Nimmt man die öffentliche Aufmerksamkeit als Gradmesser, so könnte man meinen, dass Kulturkämpfe und *Woke Wars* heute die zentralen Schauplätze gesellschaftlicher Auseinandersetzungen sind. Auch wenn vermutlich den meisten Menschen, etwa in Ballungsgebieten, die Frage bezahlbaren Wohnraums mehr auf den Nägeln brennt als die Frage, ob es ein, zwei oder viele Geschlechter gibt, so lässt sich die Salienz letzterer Thematik offensichtlich dadurch steigern, dass man sie immer wieder aufruft – womit wir bei den obigen Agenten der Kompromisslosigkeit wären, die sich bei ihrer Arbeit allerdings auch auf die Mithilfe mancher verlassen können, die sich selbst eher der Mitte zurechnen, aber munter über ›Gender-Ga-Ga‹ schwadronieren, Gendersprache im öffentlichen Dienst glatt verbieten oder doch zumindest ein Referendum über das Gendern abhalten wollen und damit das Geschäft der Empörungsunternehmer von Rechtsaußen gleich selbst übernehmen. Die Attraktivität der Kulturalisierung von Konflikten liegt ganz allgemein darin, dass man wenig politisches Kapital riskieren muss, um schnell Aufmerksamkeit und womöglich auch Unterstützung zu generieren, wohingegen man etwa bei einer geplanten Rentenreform von einem invertierten Kosten-Nutzen-Verhältnis auszugehen hat. Für die Agenten der Kompromisslosigkeit kommt aber hinzu, dass es sich bei kulturellen Konflikten oftmals um Fälle aus der Klasse der oben erwähnten unteilbaren Konflikte handelt, die per se der Regelung durch Kompromisse weniger zugänglich sind, als ihre teilbaren Pendants. Eine von Kulturkämpfen geprägte Gesellschaft wird also skeptischer auf Kompromisse blicken und sich auch objektiv schwerer damit tun, Kompromisslösungen zu Schwangerschaftsabbruch, der Rolle von Religion in der Öffentlichkeit und ähnlichen Themen zu finden, zumindest dann, wenn diese erst einmal durch entsprechende Kampagnen politisiert worden sind und dadurch bei Wählerinnen und Wählern eine gewisse Salienz erhalten haben. Auf den Versuch, politisch-gesellschaftliche Kompromisse zu schmieden, so scheint es daher aktuell, kommen schwere Zeiten zu.

8 Vgl. Thomas Biebricher: *Mitte/Rechts. Die internationale Krise des Konservatismus*, Berlin: Suhrkamp 2023, S. 579–584.

Keine Kompromisse beim Ausstieg aus fossilen Energieträgern

Darrel Moellendorf

Am 4. April 1967 hielt Martin Luther King Jr. in der Riverside Church in New York City eine bedeutsame Ansprache vor einer Friedensgruppe namens Clergy and Laity Concerned.¹ King hatte 1964 den Friedensnobelpreis in Anerkennung seiner Führungsrolle in der Bürgerrechtsbewegung erhalten. Bereits vor der Verabschiedung des *Civil Rights Act* (1964) und des *Voting Rights Act* (1965) – zweier wichtiger Reformprojekte des demokratischen US-Präsidenten Lyndon B. Johnson – hatte King den Wert eines Verbündeten im Weißen Haus genauso erkannt wie umgekehrt Präsident Johnson die Bedeutung der Unterstützung des führenden Vertreters der Bürgerrechtsbewegung für sich erkannt hatte. Beide hatten darin eine Basis für einen Kompromiss gefunden. Dabei war es keineswegs so, dass King den Krieg in Vietnam nie kritisiert hätte, aber vor der Rede in der Riverside Church brachte er weder den Krieg mit dem Rassismus in Amerika in Verbindung, noch kritisierte er explizit Johnsons Kriegspolitik.

In seiner Rede in der Riverside Church argumentierte King nun, dass die Vereinigten Staaten auf der falschen Seite der Geschichte stünden. »The war in Vietnam is but a symptom of a far deeper malady with the American spirit, and if we ignore this sobering reality we will find ourselves organizing clergy- and laymen-concerned about Guatemala and Peru. They will be concerned about Thailand and Cambodia. They will be concerned about Mozambique and South Africa.«² Kolonisierte und

1 Ich danke Ella Gierß für hilfreiche Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Essays.

2 Martin Luther King, Jr.: »Time to Break the Silence«, in: James M. Washington (Hg.), *A Testament of Hope. The Essential Writings and Speeches of Martin Luther King, Jr.*, San Francisco: Harper Colling 1991, S. 240.

ehemals kolonisierte Völker machten ihr Recht auf Unabhängigkeit geltend, und King sah in der Position der USA in Vietnam ein Zeichen dafür, dass Amerika die Gerechtigkeit ihrer Anliegen nicht anerkennt. Er war zu dem Schluss gekommen, dass dieses Gerechtigkeitsanliegen weitaus wichtiger sei als mit Johnson einen Kompromiss einzugehen. Für King ging es im antikolonialen Kampf um ein Jetzt-oder-Nie.

In seinem Buch *Compromise and Rotten Compromise* unterscheidet Avishai Margalit zwischen zwei Vorstellungen von Politik: einer ökonomischen, bei der grundsätzlich jede Position aufgegeben werden kann, wenn dadurch genug gewonnen werden kann, und einer religiösen, bei der einige Dinge nicht verhandelbar sind, komme, was wolle.³ Der Unterschied zwischen beiden ist Lesern von Kant vertraut, der zwischen Preis und Würde unterschied. Die religiöse Sicht auf die Politik räumt der Würde zumindest in manchen Angelegenheiten einen wichtigen Platz ein. Aus ökonomischer Sicht hat grundsätzlich jede Position ihren Verkaufspreis, auch wenn dieser sehr hoch ist. Margalits zwei Vorstellungen der Politik zeichnen in diesem Sinne die konsequentialistisch-deontologische Kluft in der Moraltheorie nach.

King rechtfertigte seine Position in dieser Frage in der folgenden, zwischenzeitlich berühmt gewordenen Form: »We are faced with the fact that tomorrow is today. We are confronted with the fierce urgency of now. In this unfolding conundrum of life and history there is such a thing as being too late. Procrastination is still the thief of time. Life often leaves us standing bare, naked, and dejected with a lost opportunity. The »tide in the affairs of men« does not remain at the flood; it ebbs. We may cry out desperately for time to pause in her passage, but time is deaf to every plea and rushes on. Over the bleached bones and jumbled residue of numerous civilizations are written the pathetic words: »Too late.«⁴

Ein Appell an die Dringlichkeit birgt die Gefahr des Anscheins von Fanatismus. Es wird Kritiker geben, die einen Vorteil darin sehen, eine solche Anklage zu erheben. Kings Beschwörung der »heftigen Dringlichkeit des Jetzt« scheint Kierkegaards Beschreibung des Moments der Versöhnung als etwas zu widerspiegeln, das »entscheidende Bedeutung«⁵

3 Avishai Margalit: *On Compromise and Rotten Compromise*, Princeton: Princeton University Press 2010, S. 24–26.

4 M. L. King, Jr.: *Silence*, S. 243.

5 Søren Kierkegaard: *Philosophical Fragments*, Princeton: Princeton University Press 1974, S. 37; meine Übersetzung.

hat. Das Angebot der Gnade, so dachte Kierkegaard, stellt uns vor »die wichtigste und schrecklichste Entscheidung«. ⁶ Für Kierkegaard steht im entscheidenden Moment nichts Geringeres auf dem Spiel als die Seele des Einzelnen im Blick auf die Ewigkeit. ⁷ Im Gegensatz dazu hat King ein weltliches Anliegen, Amerikas historisches Erbe und damit seine politische Seele standen auf dem Spiel. Manche mögen in Kierkegaard einen religiösen Fanatismus sehen, Kings Beschwörung der Dringlichkeit hingegen entspringt einem nüchternen Urteil über den Verlauf der Weltgeschichte und die Anforderungen der Moral.

Im Blick auf das Klima sagen uns Klimaforscher, dass wir heute mit einer anderen Art von Dringlichkeit konfrontiert sind. Im Sechsten Sachstandsbericht des *Intergovernmental Panel on Climate Change* aus den Jahren 2021 und 2022 – im Folgenden AR6 – kann man lesen, dass dieses Jahrzehnt das letzte sein wird, in dem wir die Chance haben, Maßnahmen zu ergreifen, um die Erwärmung auf 1,5 °C oder 2 °C zu begrenzen. »Global modelled mitigation pathways that limit warming to 1.5°C (>50 %) with no or limited overshoot or limit warming to 2°C (>67 %) assuming immediate action imply deep global GHG emissions reductions this decade.« ⁸ Diesem Gremium, das für die Untersuchung, Sammlung und Zusammenfassung der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Klimawandel zuständig ist, Fanatismus vorzuwerfen, wie es manche Klimawandelleugner tun, strapaziert die Glaubwürdigkeit. Zutreffend ist vielmehr, dass es die fanatische Klimawandelleugnerin ist, die die zwingenden Beweise ignoriert, die gegen ihre Sicht der Dinge sprechen. Gewiss, es mag unterschiedliche Bewertungen dieses Berichts geben, aber Zweifel an den grundlegenden Befunden zu formulieren sollte als Beleg für Fanatismus gelten.

So wie King dachte, dass es überhaupt keine Frage sein könne, wann man auf der richtigen Seite der Geschichte zu stehen habe, und Kierkegaard meinte, dass es überhaupt keine Frage sein könne, wann man Gottes Gnade annehmen sollte, so hat das IPCC erklärt, dass es keine Frage sein kann, wann eine tiefgreifende Dekarbonisierung greifen muss: Wir müssen die Mittel finden, um die gesamte Weltwirtschaft zu elektrifizieren, weitaus mehr Strom vollständig durch erneuerbare Energien zu

6 Ebd., S. 42.

7 Ebd., S. 72.

8 IPCC: »Summary for Policy Makers«, in: H. Lee und J. Romero (Hg.), *Climate Change 2023. Synthesis Report*, Genf: IPCC 2023, S. 11.

erzeugen, den Verbrennungsmotor abzuschaffen, Gasheizungen in jeder Wohnung zu ersetzen, Stahl ohne Kohleöfen herzustellen, Öfen zu bauen, um Seefrachter und Flugzeuge ohne Diesel anzutreiben und so weiter. Und die einzige nicht fanatische Antwort auf die Frage, wann das alles geschehen sollte, ist »in diesem Jahrzehnt«.

Das IPCC kommt zu dem Schluss, dass es zwar Fortschritte gibt, diese aber viel zu langsam seien. Ein Blick auf die Zusagen der Länder im Jahr 2021, ihre Emissionen zu reduzieren, zeige, dass es wahrscheinlich ist »that warming will exceed 1.5°C during the 21st century and make it harder to limit warming below 2°C.«⁹ Im historischen Pariser Abkommen von 2015 einigten sich die Länder der Welt auf eine Bestandsaufnahme, um die Fortschritte bei der Umsetzung von Klimaschutzmaßnahmen weltweit zu überwachen. Diese soll alle fünf Jahre erfolgen, wobei es Ziel ist, die Transparenz zu fördern und den Ehrgeiz zu steigern. Die UN-Klimakonvention hat die erste Bestandsaufnahme gerade abgeschlossen. Darin stellt sie fest, dass die Welt hinter dem Zeitplan zurückbleibt: »Global emissions are not in line with modelled global mitigation pathways consistent with the temperature goal of the Paris Agreement, and there is a rapidly narrowing window to raise ambition and implement existing commitments in order to limit warming to 1.5 °C above pre-industrial levels.«¹⁰ Eine angesehene private Forschungseinrichtung, Climate Action Tracker, behauptet, dass kein einziges Land der Welt auf dem richtigen Weg ist, das Notwendige zu tun, um die Erwärmung auf 1,5 °C zu begrenzen.¹¹ Lediglich neun Staaten sind nahe an dieser Schwelle: Bhutan, Costa Rica, Äthiopien, Kenia, Marokko, Nepal, Nigeria, Norwegen und Gambia.

Es steht enorm viel auf dem Spiel, vor allem, so wie immer, für die Armen und Verwundbaren, über die Adorno einmal sagte: »Am ärgsten ergeht es wie überall denen, die nicht zu wählen haben. Sie wohnen wenn nicht in Slums so in Bungalows, die morgen schon Laubenhütten, Trailers, Autos oder Camps, Bleiben unter freiem Himmel sein mögen.«¹² Wie um Adorno zu bestätigen, stellt der AR6 fest: »Approximately 3.3 to 3.6 billion people live in contexts that are highly vulnerable

9 Ebd., S. 10.

10 <https://unfccc.int/documents/631600> vom 08.09.2023.

11 <https://climateactiontracker.org/countries/>

12 Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus einem beschädigten Leben*, Frankfurt: Suhrkamp 1951, S. 56–57.

to climate change. Human and ecosystem vulnerability are interdependent. Regions and people with considerable development constraints have high vulnerability to climatic hazards. Increasing weather and climate extreme events have exposed millions of people to acute food insecurity and reduced water security, with the largest adverse impacts observed in many locations and/or communities in Africa, Asia, Central and South America, LDCs, Small Islands and the Arctic, and globally for Indigenous Peoples, small-scale food producers and low-income households.«¹³

Das Ausmaß der Risiken hängt nicht nur von der Geografie, dem Einkommen und dem Vermögen ab, sondern auch vom Alter. Ein Bericht, der die Gefährdung durch Klimarisiken nach Altersgruppen untersucht, kommt zu dem Schluss, dass »newborns in 2020 are projected to experience 2–7 times more extreme events globally under current climate pledges than someone born in 1960 [...]. Limiting warming to 1.5 consistently reduces that burden while still leaving younger generations with unavoidable impacts that are unmatched by those experienced by older generations«.¹⁴

Es gibt also allen Grund zur Annahme, dass im Hinblick auf den Klimawandel umfassende politische Maßnahmen zur Umgestaltung der Energiebasis der Weltwirtschaft äußerst dringlich sind, dass sich das Zeitfenster für lebensrettende Maßnahmen schließt und die Folgen versäumten schnellen Handelns verheerend sein würden. Der jetzige Moment ist daher, gesellschaftlich und politisch, wenn nicht theologisch gesehen, von entscheidender Bedeutung. Mehr noch, die Notwendigkeit eines solchen Wandels ist seit langem bekannt. Auf YouTube kann man ein Video finden, in dem der Naturwissenschaftler Carl Sagan bereits 1985 vor dem US-Kongress erklärte, dass das vorhersehbare Ergebnis eines ungebremsen Klimawandels der wahrscheinliche Verlust des westantarktischen Eisschildes sein würde.¹⁵ Jahrzehntelange Untätigkeit politischer Führungen auf der ganzen Welt – viele von ihnen mit einem demokratischen Mandat – haben diesen Moment herbeigeführt.

Anstatt sich in den letzten vierzig Jahren für den Ausstieg aus fossilen Energieträgern einzusetzen, haben Demokratien auf der ganzen

13 IPCC: Summary, S. 5.

14 Wim Thierry et al.: »Intergenerational Inequities in Exposure to Climate Extremes«, in: *Science* 374, 6564 (2021), S. 158–160.

15 <https://www.youtube.com/watch?v=Wp-WiNXH6hI> vom 19.08.2021.

Welt die Förderung solcher fossilen Brennstoffe konsequent subventioniert. Der IWF schätzt, dass sich die Subventionen für fossile Brennstoffe im Jahr 2022 weltweit auf 7 Billionen US-Dollar oder 7,1 Prozent des globalen BIP beliefen.¹⁶ Erstaunlicherweise sind das fast 50 Prozent mehr als die Subventionen im Jahr 2015. Für solche Ausgaben gibt es natürlich plausible Begründungen: Steigende Kraftstoffpreise gefährden die Armen in vielen Ländern durch Energiearmut; Arbeitnehmer und ihre Gewerkschaften in der fossilen Brennstoffindustrie haben die Beschäftigungsgewinne durch Subventionen verteidigt. Doch diese Rechtfertigungen machen nur vor dem Hintergrund Sinn, dass es jahrzehntelang nicht gelungen ist, den Übergang zu erneuerbaren Energien herbeizuführen, von dem seit langem allgemein bekannt war, dass er notwendig ist. Wenn dieser Übergang bereits stattgefunden hätte, hätte die aus Sonne und Wind erzeugte Energie subventioniert werden können, um den Konsum der Armen zu unterstützen und Arbeitsplätze zu sichern – mit anderen Worten: ein langsamer Ausstieg aus fossilen Brennstoffen kann keine überzeugende Rechtfertigung dafür liefern, auf diesem Weg zu bleiben.

Eine Tendenz zur plutokratischen Verzerrung demokratischer Politik erklärt das bisherige langsame Tempo der begrenzten Klimaschutzmaßnahmen. Hierbei handelt es sich um eine Verzerrung des Ideals der politischen Gleichheit, die sowohl auf die Anfälligkeit der öffentlichen Entscheidungsfähigkeit gegenüber dem Einfluss privater Gelder als auch auf bewusste, wenn auch nicht unbedingt koordinierte Versuche privater Interessen zurückzuführen ist, diese Anfälligkeit auszunutzen.

Die enorme Summe, die die fossile Energiewirtschaft ausgegeben hat, um Einfluss auf gewählte politische Führer zu erkaufen, erhärtet die These der plutokratischen Verzerrung. Die Vereinigten Staaten sind dafür ein hervorragendes Beispiel. Nach Angaben des IWF beliefen sich die gesamten Subventionen für fossile Brennstoffe in den USA im Jahr 2022 auf 757 Milliarden US-Dollar – 3,2 Prozent des BIP. Dieser enormen Summe liegt ein breites Verständnis von Subventionen zugrunde, das zusätzlich zu den Steuerausgaben auch die nicht erfassten Umweltkosten der Verbrennung fossiler Brennstoffe einschließt. Aber selbst die Anwendung eines engeren Subventionsmaßstabs, der nur staatliche Steu-

16 <https://www.imf.org/en/Publications/WP/Issues/2023/08/22/IMF-Fossil-Fuel-Subsidies-Data-2023-Update-537281> vom 24.08.2023.

erausgaben umfasst, summiert sich für die USA für 2022 immer noch auf 3 Milliarden US-Dollar an Subventionen für die fossile Energiewirtschaft.¹⁷ Um es deutlich zu formulieren: Diese geringere Summe ist jener Betrag öffentlicher Gelder, der auf Steuereinnahmen basiert und auf unterschiedlichen Wegen der fossilen Energiewirtschaft geschenkt wurde.

Subventionen unterstützten die Bilanzen der fossilen Brennstoffindustrie, sicherten Arbeitsplätze für Arbeitnehmer dieser Branche, sorgten für eine gewisse Dämpfung der Energiepreise und förderten die Unwirtschaftlichkeit alternativer Energieformen. Solche Ausgaben haben im Laufe der Jahre dazu beigetragen, die dramatische Lage der Gegenwart herbeizuführen. Aber auch wenn die fundamentale soziale Unverantwortlichkeit solcher Subventionen offensichtlich geworden ist, blieb oft verborgen, dass die Subventionen in Höhe von 3 Milliarden US-Dollar finanziell gesehen lediglich eine verlässliche Kapitalrendite darstellten. Die investigative NGO *Open Secrets* schätzt, dass die fossile Brennstoffindustrie im Jahr 2022 124,4 Millionen US-Dollar für Lobbyarbeit auf Bundesebene ausgegeben hat – geradezu *peanuts* im Vergleich zu den 3 Milliarden Dollar, die man eingesteckt hat. Laut *Open Secrets* gaben allein *Koch Industries*, das zweitgrößte Privatunternehmen des Landes, etwa 11,3 Millionen US-Dollar aus, mehr als jedes andere Öl- und Gasunternehmen. Ein halbes Dutzend weiterer fossiler Energiekonzerne – darunter *Occidental Petroleum*, *ConocoPhillips*, *Exxon Mobil* und *Chevron* – gaben weitere 44,3 Millionen US-Dollar für Lobbyarbeit aus.¹⁸

Eine Bestätigung dieser plutokratischen Verzerrung demokratischer Herrschaft findet sich auch im wichtigsten Forum internationaler Diskussionen zum Klimawandel. Die Zeitung *The Guardian* berichtete, dass auf der COP 27 (der 27. Vertragsstaatenkonferenz zur UN-Klimarahmenkonvention) im November 2022 im ägyptischen Sharm el-Sheikh die Zahl der Lobbyisten für fossile Brennstoffe im Vergleich zum Vorjahr um 25 Prozent gestiegen sei. Die gesamte Delegation umfasste 636 Lobbyisten – mehr als alle Delegationen afrikanischer Länder zusammengenommen. Bei der jüngst beendeten COP 28 in den Vereinigten Arabischen Emiraten stand den Branchenlobbyisten die Tür

17 Ebd., S. 27.

18 <https://www.opensecrets.org/news/2023/02/oil-and-gas-industry-spent-124-4-million-on-federal-lobbying-amid-record-profits-in-2022/vom-22.02.2023>.

noch weiter offen: Die Gastgeber der COP 28, die Vereinigten Arabischen Emirate, benannten Sultan Al Jaber, den Vorstandsvorsitzenden des nationalen Ölkonzerns Adnoc, zum Präsidenten der Konferenz. Investigative Recherchen ergaben, dass Al Jaber geplant hatte, Nebengeschäfte mit fünfzehn Ländern zu organisieren, um Adnoc Zugang zu deren Öl- und Gasreserven zu verschaffen. In einem Bericht einer Aktivistengruppe auf der Konferenz hieß es, dass mehr als 2.400 Lobbyisten der fossilen Energiewirtschaft an der COP 28 teilgenommen hätten, eine rekordverdächtige Zahl.

Um zusammenzufassen: Seit Jahrzehnten ist allgemein bekannt, dass fossile Brennstoffe den Planeten erwärmen und dass eine solche Erwärmung massive und schädliche Folgen haben könnte. Trotz dieser offenkundigen Evidenz haben die großen Demokratien der Welt keinerlei Maßnahmen zur Reduzierung ihrer Emissionen ergriffen. Im Gegenteil, sie haben Steuergelder verwendet, um die fossile Energiewirtschaft zu subventionieren. Die plausible Erklärung für diese Entwicklung basiert auf den materiellen Interessen der fossilen Energiewirtschaft und den Erfolgen ihrer Lobbyarbeit. All dies hat der Welt jenen Moment der Wahrheit beschert, vor dem wir heute stehen: noch innerhalb dieses Jahrzehnts müssen Maßnahmen ergriffen werden, um fossile Brennstoffe vollständig aus dem Verkehr zu ziehen, andernfalls müssen wir in den kommenden Jahrzehnten mit massivem menschlichem Leid und ökologischer Zerstörung rechnen.

Viele Bürger heutiger Demokratien sind sich dieser Umstände weitestgehend bewusst, wenn auch vielleicht nicht in allen Einzelheiten, die oben diskutiert wurden. Die Reaktionen, die die Menschen darauf haben, fallen unterschiedlich aus: Viele haben Angst vor einer drohenden Katastrophe. Sie stimmen für Politikerinnen und Politiker, die versprechen, den Eintritt einer solchen Katastrophe zu verhindern, sie kaufen kraftstoffeffizientere Autos oder Fleisch aus artgerechter Haltung, sie fahren häufiger mit der Bahn fahren und versuchen, mit Arbeit, Studium, Familie und ganz allgemein der Freude am Leben weiterzumachen, ohne dass die Angst vor der Zukunft Panikniveau erreicht. Obwohl sie besorgt sind, versuchen viele Menschen mit dieser Lage umzugehen so gut sie können. Das ist nachvollziehbar, weil schwer zu erkennen ist, was man sonst tun könnte.

Andere aber sind zutiefst besorgt. Obwohl sie nicht alle jung sind, gehören viele junge Menschen zu diesen Verängstigten. Dabei handelt es sich nicht unbedingt um eine homogene Gruppe. Viele von uns sind hin

und hergerissen zwischen den Antworten, die die zutiefst Besorgten geben und jenen, die versuchen so gut es eben geht zurechtzukommen. Die Besorgten sind sich sowohl der allgemeinen Tatsachen des Problems bewusst als auch des krassen Missverhältnisses zwischen der Dringlichkeit des Problems und der Geschwindigkeit, mit der Regierungen reagieren. Und sie sind sich bewusst, dass Länder mit hohem Einkommen nicht in der angemessenen Geschwindigkeit handeln, nicht einmal diejenigen, die von Parteien regiert oder mitregiert werden, die sich offiziell der Lösung des Problems verschrieben haben. Auch hier wird der Einfluss der fossilen Brennstoffindustrie immer stärker bemerkbar.

So wie King in Vietnam erkannte, dass die USA auf der falschen Seite der Weltgeschichte standen, beklagen zunehmend viele der Besorgten, dass uns die bestehenden industriellen, landwirtschaftlichen und kommerziellen Praktiken auf der falschen Seite der Erdgeschichte platzieren. Die Klimakrise ist hier nur ein Vorbote weiterer Umweltkrisen, einschließlich eines weiteren, sechsten Massensterbens im ausgehenden geologischen Zeitalter des Holozäns. Planetare Grenzen könnten in diesem Prozess überschritten werden und die Stabilität des Erdsystems, die die Entstehung menschlicher Zivilisationen erst ermöglichte, könnte mit ungewisser, aber höchstwahrscheinlich katastrophalen Auswirkungen zerstört werden.

Die von Jugendlichen angeführten Proteste gegen diese zerstörerischen Entwicklungen, seien es Massendemonstrationen oder kleinere Akte zivilen Ungehorsams, sind Ausdruck dieser Angst: jahrzehntelange Untätigkeit gegen den Klimawandel; ein immer kürzerer Zeitrahmen zur Ergreifung überlebenssichernder Maßnahmen; ein zunehmendes Bewusstsein dafür, dass demokratische Verfahren durch Gelder der fossilen Energielobby unterminiert werden und die Sorge, dass die Klimakrise nur eine von mehreren Umweltkrisen ist, die die Armen und die Ungeborenen unverhältnismäßig übermäßig treffen werden und Institutionen enorm belasten, die unsere beste Annäherung an die Realisierung gerechter Verhältnisse darstellen und die den internationalen Frieden bedrohen, die Sicherheit beeinträchtigen, die Artenvielfalt erheblich verringern und Naturwunder zerstören.

Gewiss, man kann und sollte darüber diskutieren, welche Taktiken dem strategischen Ziel einer zügigen Dekarbonisierung am besten dienen, aber die Kritik, die junge Menschen mit Terroristen vergleicht, wie sie in den deutschen Medien hier und da vorkommt oder die Polizeirazzien und die physische Gewalt, die Aktivistinnen erlitten haben, sind ab-

solut beschämend und stehen in keiner Weise im Einklang mit einem demokratischen Ethos, in dem divergierende Meinungen oder Dissens innerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen respektiert werden. Vielmehr kommt ein solcher Aktivismus dem Versuch gleich, die eine plutokratisch unterminierte Politik zu korrigieren.

Darüber hinaus kann es, wie bei Kings kompromissloser Haltung gegenüber dem Vietnamkrieg, keine Kompromisse beim Ziel eines raschen Ausstiegs aus fossilen Brennstoffen geben. Die Bemühungen, auf der COP28 eine Abschlusserklärung zu verfassen, die solche Formulierungen enthielt, scheiterten an den Saudis und anderen Ölstaaten. Stattdessen führte die Einigung zu leisetreterischen Kompromissformeln von »beschleunigten Bemühungen zum Ausstieg aus der Kohleverstromung« und von »Maßnahmen, die den Übergang von fossilen Brennstoffen in den Energiesystemen vorantreiben«.¹⁹ Angesichts der dringlichen Notwendigkeit, nahezu den gesamten CO₂-Ausstoß zu stoppen, einigten sich die Vertragsstaaten (unter der Beobachtung der Vertreter der fossilen Energieunternehmen) lediglich darauf, die Verbrennung von Kohle, die Treibhausgase in die Atmosphäre bläst, zu verringern und allein im Energiesektor die Nutzung fossiler Brennstoffe zu reduzieren. In den Worten Margalits: Der wirtschaftliche Ansatz gegenüber politischen Prinzipien scheint sich dort durchgesetzt zu haben, wo eigentlich ein religiöser Ansatz gefordert war.

Die Störungen, die die Befürworter radikaler Maßnahmen herbeiführen, sind auf ihr Misstrauen gegenüber politischen Führungen und Diplomaten zurückzuführen, Klimaschutzmaßnahmen mit der nötigen Geschwindigkeit und Überzeugung umzusetzen. Und die zutiefst Besorgten, so habe ich argumentiert, müssen nicht lange nach Beweisen suchen, die ihre Haltung stützen. In ihrem Aktivismus verbirgt sich die Hoffnung auf mehr Klimaschutz. Martin Luther King Jr. betonte einmal die kreative Bedeutung einer solchen »Fehl Anpassung« an bestehende soziale Umstände:

»[T]here are some things in our social system to which I am proud to be maladjusted and to which I suggest that you too ought to be maladjusted. I never intend to adjust myself to the viciousness of mob rule. I never intend to adjust myself to the evils of segregation and

19 <https://unfccc.int/news/cop28-agreement-signals-beginning-of-the-end-of-the-fossil-fuel-era> vom 13.12.2023.

the crippling effects of discrimination. I never intend to adjust myself to the tragic inequalities of an economic system which takes necessities from the masses to give luxuries to the classes. I never intend to become adjusted to the madness of militarism and the self-defeating method of physical violence. I call upon you to be maladjusted. Well you see, it may be that the salvation of the world lies in the hands of the maladjusted.«²⁰

Natürlich ist Fehlanpassung kein Pessimismus. Die Besorgnis über das Tempo der Klimaschutzmaßnahmen muss nicht die Hoffnung verdrängen, dass noch viel getan werden kann. Wie King so oft betonte, kann Hoffnung den Unangepassten Orientierung geben. Die Politik der Demonstration und des zivilen Ungehorsams ist oft eine hoffnungsvolle Antwort auf die Ängste, die durch die völlig unzureichenden Reaktionen politischer Führer und Diplomaten auf die Klimakrise entstehen. Und wo die Hoffnung greift, folgt die politische Arbeit, strategische Antworten für das erhoffte Ziel zu entwickeln. Ernst Bloch erinnert uns daran: »Die Arbeit gegen die Lebensangst und die Umtriebe der Furcht ist die gegen ihre Urheber, ihre großenteils sehr aufzeigbaren, und sie sucht in der Welt selber, was der Welt hilft; es ist findbar.«²¹

20 Martin Luther King, Jr.: »A Look to the Future«, in: Clayborne Carson (Hg.), The Papers of Martin Luther King, Jr. Vierter Band, Berkeley: University of California Press 2000, S. 276.

21 Ernst Bloch: Das Prinzip Hoffnung. Erster Band, Frankfurt: Suhrkamp 1976, S. 1.

Hoffnung versus Untergang

Frederike Felcht

Am 13. Dezember 2023 kam die 28. UN Climate Change Conference (COP28) nach zähen Verhandlungen zu einem Kompromiss. Zuletzt wurde vor allem darum gestritten, ob ein Ausstieg (»phaseout«) aus Kohle, Öl und Gas oder eine Entfernung bzw. eine Abkehr von (»transitioning away«) fossilen Energieträgern das Ziel ist.¹ Die als radikaler wahrgenommene Formulierung »phaseout« konnte sich in der Abschlusserklärung nicht durchsetzen. Doch hielt UN-Generalsekretär António Guterres in seinem persönlichen Schlusswort fest: »Denjenigen, die sich eines klaren Verweises auf den Ausstieg aus fossilen Brennstoffen im COP28-Text widersetzt haben, möchte ich sagen, dass ein Ausstieg aus den fossilen Brennstoffen unvermeidlich ist, ob sie wollen oder nicht. Lasst uns hoffen, dass er nicht zu spät kommt.«² Darrel Moellendorf kommt zu dem Schluss, mit der Abschlusserklärung von COP28 habe sich ein ökonomisches Verständnis von Politik durchgesetzt, wo eigentlich ein religiöses erforderlich gewesen wäre. In meiner Response richte ich mein Hauptaugenmerk auf die Rolle des Religiösen in Moellendorfs Essay und gehe dabei besonders darauf ein, wie er sich – explizit und implizit – auf andere Texte bezieht.

Die Unterscheidung zwischen einem ökonomischen und einem religiösen Verständnis führt Moellendorf auf die Überlegungen des Philosophen Avishai Margalit *On Compromise and Rotten Compromise* (dt. *Über*

1 <https://unsdg.un.org/latest/stories/cop28-ends-call-to-transition-away-fossil-fuels-un-chief-says-phaseout-inevitable> vom 13.12.2023.

2 Übers. F.F. »To those who opposed a clear reference to a phase out of fossil fuels in the COP28 text, I want to say that a fossil fuel phase out is inevitable whether they like it or not. Let's hope it doesn't come too late.« <https://www.un.org/sg/en/content/sg/statement/2023-12-13/secretary-generals-statement-the-closing-of-the-un-climate-change-conference-cop28> vom 13.12.2023.

Kompromisse – und faule Kompromisse) zurück. Margalit unterscheidet zwischen zwei »Bildern von Politik«: »Politik als Ökonomie und Politik als Religion«.³ Dass es sich in Margalits Worten um Bilder handelt, setzt zugleich einen Akzent auf dem Ästhetischen: Es geht um die *Wahrnehmung* des Politischen. Laut Margalit ist die Idee des politischen Kompromisses zwischen diesen Bildern gefangen oder auch hin- und hergerissen (*caught*). Während das religiöse Bild von der Politik ein Heiliges kenne, das nicht Gegenstand eines Kompromisses sein könne, sei im ökonomischen Bild prinzipiell alles ein möglicher Gegenstand des Kompromisses, auch wenn dieser nicht immer wünschenswert sei. Für Margalit ist eine Demokratie immer sowohl vom religiösen als auch vom ökonomischen Bild von Politik bestimmt und die Frage danach, was ein politisches Tabu ist, verändert sich zudem historisch. Er hält es für einen zentralen Fehler (*key mistake*)⁴ politischen Denkens, das Wirken von jeweils nur einem dieser beiden Bilder zu beachten, im Glauben, nur dieses mache Politik aus. Während das Religiöse auf Sinn abziele, setze das Ökonomische auf die Befriedigung von Wünschen und Interessen. Das Verständnis von menschlichem Verhalten sei ebenfalls unterschiedlich: Der Befriedigung von Präferenzen im Ökonomischen stehe die Bereitschaft zur Selbstaufopferung im Religiösen gegenüber.⁵

In Margalits Theorie wäre der Kompromiss von COP28 kein fauler Kompromiss, weil für die Einstufung als »rotten compromise« die Absicht entscheidend ist, eine politische Ordnung zu vereinbaren, die auf die Verursachung von Schmerz und Leid und die Erniedrigung, die unmenschliche Behandlung von Menschen, abzielt.⁶ Diese Absicht unterstellt auch Moellendorf keinem der Beteiligten. Margalit plädiert außerdem dafür, das Konzept des »rotten compromise« – eines Kompromisses, der unter keinen Umständen eingegangen werden darf – radikal zu begrenzen, weil er dem Kompromiss in demokratischen Gemeinwesen

3 Avishai Margalit: *Über Kompromisse und faule Kompromisse*, übers. von Michael Bischoff, Berlin: Suhrkamp 2011, S. 34. Im Original: »pictures of politics: politics as economics and politics as religion«. Avishai Margalit: *On Compromise and Rotten Compromises*, Princeton und Oxford: Princeton University Press 2009, S. 23.

4 A. Margalit: *On Compromise*, S. 23.

5 Ebd., S. 23–28.

6 Ebd., S. 41.

große Bedeutung zuzuschieben.⁷ Für unseren Zusammenhang ebenso wichtig ist seine Warnung davor, das Zusammenwirken des religiösen und ökonomischen Bildes von Politik zu vernachlässigen. Mit Margalit ließe sich eher dafür argumentieren, dass COP28 – und in Verlängerung des Arguments die Klimakrise allgemein – ein politisches Terrain ist, auf dem Kompromisse eingegangen werden können und sollen, solange keine teilnehmende Partei radikal böse Absichten verfolgt, und dass auf COP28 religiöse und ökonomische Bilder von Politik zusammenwirken. Demokratische Politik besteht aus dem Zusammenwirken dieser Prinzipien.

Einen Vorteil des religiösen Bildes von Politik erkennt Moellendorf darin, dass es Raum für Würde lässt. Margalit sieht Immanuel Kants moralischen Imperativ nach dem Vorbild absoluter religiöser Gebote geformt⁸ und Moellendorf erkennt in Verlängerung dieser Linie in Margalits Argumentation in der Unterscheidung zwischen Ökonomischem und Religiösem eine Parallele zu Kants Unterscheidung zwischen Preis und Würde. Kant formuliert die Unterscheidung zwischen Preis und Würde beispielsweise in der *Metaphysik der Sitten*, in der es heißt:

Der Mensch im System der Natur (*homo phaenomenon, animal rationale*) ist ein Wesen von geringer Bedeutung und hat mit den übrigen Thieren, als Erzeugnissen des Bodens, einen gemeinen Werth (*pretium vulgare*). Selbst, daß er vor diesen den Verstand voraus hat und sich selbst Zwecke setzen kann, das giebt ihm doch nur einen *äußeren* Werth seiner Brauchbarkeit (*pretium usus*), nämlich eines Menschen vor dem anderen, d.i. ein Preis, als einer Waare, in dem Verkehr mit diesen Thieren als Sachen, wo er doch noch einen niedrigeren Werth hat, als das allgemeine Tauschmittel, das Geld, dessen Werth daher ausgezeichnet (*pretium eminens*) genannt wird.

Allein der Mensch, als *Person* betrachtet, d.i. als Subject einer moralisch=praktischen Vernunft, ist über allen Preis erhaben; denn als ein solcher (*homo noumenon*) ist er nicht bloß als Mittel zu anderer ihren, ja selbst seinen eigenen Zwecken, sondern als Zweck an sich selbst zu schätzen, d.i. er besitzt eine *Würde* (einen absoluten innern Werth), wodurch er allen andern vernünftigen Weltwesen *Achtung* für ihn ab-

7 Ebd., S. 11.

8 Ebd., S. 24.

nöthigt, sich mit jedem Anderen dieser Art messen und auf den Fuß der Gleichheit schätzen kann.⁹

Würde wird mit diesen Überlegungen im Metaphysischen verankert und rein menschlich bestimmt. Eine solche Verankerung und Einschränkung haben ihren Preis: Nur vernunftbegabten Menschen kommt in diesem Modell der Begründung von Moral unbedingter Wert zu. Einer solchen Begründung von Moral ließe sich entgegenhalten, dass die ökologischen Krisen der Gegenwart erfordern, Moral noch umfassender zu denken denn als Schutz von Menschen, eine Vorstellung, die auch Moellendorfs Essay dominiert. Zwar können wir eine menschliche Sichtweise nicht ablegen, epistemischer Anthropozentrismus ist also unvermeidlich, doch gilt es, einen normativen Anthropozentrismus, das heißt eine Auffassung, die nicht-menschliche Interessen stets als nachrangig begreift, in Frage zu stellen.¹⁰ Dafür bedarf es einer Begründung von Moral, die über das Konzept der Menschenwürde hinausgeht und die Vielfalt des Lebens jenseits des Menschen einschließt.

Das Religiöse spielt im vorliegenden Essay aber auch in anderer Hinsicht eine wichtige Rolle, nämlich im Hinblick auf die angenommene

-
- 9 Immanuel Kant: »Die Metaphysik der Sitten«, in: Ders.: Kants Werke. Akademie-Textausgabe. Bd. VI: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Die Metaphysik der Sitten, Berlin: Walter de Gruyter & Co 1968, S. 203–494, hier 434f.
- 10 Meine Formulierung lehnt sich hier an: Roland Borgards, Frederike Felcht, Verena Kuni, Frederike Middelhoff, Robert Pütz und Antje Schlottmann: »39 Kleinigkeiten zwischen den Arten. Zum Geleit in eine mehr-als-menschliche Welt«, in: Dies. (Hg.), Von Fliegenfängern und Katzenklappen. 39 Kleinigkeiten zwischen den Arten, Göttingen: Wallstein 2024, S. 9–13, hier S. 11f. Zur Unterscheidung von epistemischem und normativem Anthropozentrismus vgl. Gary Steiner: »Anthropozentrismus«, übers. von Tom Bradetschl und Adriana Ferrari, in: Adriana Ferrari und Klaus Petrus (Hg.), Lexikon der Mensch-Tier-Beziehungen, Bielefeld: transcript Verlag 2015, S. 28–32; und Allen Thompson: »Anthropocentrism. Humanity as Peril and Promise«, in: Steven M. Gardiner und Allen Thompson (Hg.), The Oxford Handbook of Environmental Ethics, Oxford und New York: Oxford University Press 2016, S. 77–90. Moellendorf selbst diskutiert die Fragen der Wertschätzung von Natur und des Anthropozentrismus ausführlich in Darrel Moellendorf: Mobilizing Hope. Climate Change & Global Poverty, New York: Oxford University Press 2022, S. 184–202.

zeitliche Struktur der Gegenwart, die politisches Handeln bestimmen soll. Moellendorf greift dabei auf das Konzept des entscheidenden Augenblicks aus Martin Luther King Jr.s Rede »Time to Break Silence« (etwa: Zeit, das Schweigen zu brechen, 1967) zurück, die als Abwendung von einer kompromissorientierten Haltung gegenüber der US-Regierung gelesen wird – eine Abwendung, die allerdings erst nach dem Erreichen wesentlicher Ziele der Bürgerrechtsbewegung einsetzt. King nannte eine Reihe von Gründen für seine Ablehnung des Vietnamkriegs.¹¹ Moellendorf hebt besonders das Recht kolonisierter und ehemals kolonisierter Völker auf Unabhängigkeit hervor. In Kings Überzeugung, »dass heute morgen« ist, seiner Wahrnehmung einer »äußersten Dringlichkeit des Jetzt«¹² erkennt Moellendorf ein Echo der Überlegungen zum Augenblick, die der dänische Philosoph Søren Kierkegaard als fiktiver Herausgeber von *Philosophiske Smuler eller En Smule Philosophi* (etwa: Philosophische Bisschen oder Ein Bisschen Philosophie) unter dem Pseudonym Johannes Climacus¹³ 1844 veröffentlichte – vier Tage vor *Begrebet Angst* (dt. *Der Begriff Angst*), das Moellendorf nicht in seine Überlegungen einbezieht, obgleich die moralische Würdigung der Ängstlichen gegen Ende seines Essays durchaus an Kierkegaards Hochschätzung der Angst für die moralische Entwicklung des Individuums erinnert.¹⁴ Kierkegaards *Philosophiske Smuler* nimmt »Øieblikket«¹⁵ (den Augenblick) zum Ausgangspunkt der Überlegungen zu der Frage, inwieweit die Wahrheit gelehrt werden kann, und schreibt ihm

11 Bevor er sich in die Perspektive vietnamesischer Zivilisten hineinversetzt und so seine antikolonialen Argumente entwickelt, begründete King seine Kritik mit der Aussetzung geplanter Programme zur Armutsbekämpfung in den USA mit Beginn der US-amerikanischen Beteiligung am Vietnamkrieg, dem überproportionalen Anteil junger schwarzer Soldaten, die in diesem Krieg für Freiheiten in Südostasien kämpfen, die sie selbst nie genossen haben, und der Überzeugung, soziale Veränderungen können sinnvoll nur in »nonviolent action« erfolgen; vgl. <https://repository.duke.edu/dc/broadsides/bdsal40033>, S. 137–138.

12 Übers. F.F. »that tomorrow is today«; »fierce urgency of now«, ebd., S. 151.

13 Wahrscheinlich in Anspielung auf einen griechischen Mönch des Sinai-Klosters und späteren Einsiedler, der von ca. 579–649 lebte und für die Schrift *Klimaks tu paradeisu* bekannt ist, vgl. die entsprechende Anmerkung nach <https://tekster.kb.dk/text/sks-ps-txt-root>, S. 213.

14 Vgl. z.B. <https://tekster.kb.dk/text/sks-ba-txt-root>, S. 454–455.

15 <https://tekster.kb.dk/text/sks-ps-txt-root>, S. 222.

»entscheidende Bedeutung«¹⁶ dafür zu: Der Augenblick, in dem Gott dem Individuum die Wahrheit, die es durch die Sünde verloren hat, und die Bedingung, sie zu verstehen, zurückgibt, ist Bedingung dafür, dass die Wahrheit gelehrt werden kann: durch Gott als »Frelser« (Retter, auch: Heiland), »Forløser« (Erlöser), »Forsoner« (Versöhner).¹⁷ Dass Moellendorf in Kings Augenblicksverständnis ein Echo von Kierkegaards Verständnis erkennt, ist angesichts der erheblichen formalen Unterschiede zwischen Climacus' alias Kierkegaards ironisch als »Pièce«¹⁸ ohne wissenschaftlichen Anspruch eingeführten *Philosophiske Smuler* und Kings Reden, die sich auch aufgrund ihrer Performativität ganz anders zum Momenthaften verhalten, überraschend. Während Kierkegaards Augenblick sich gerade vom historischen Moment unterscheidet (*Philosophiske Smuler* liegt eine Ablehnung hegelianischer Ansätze zugrunde)¹⁹, ist Kings Dringlichkeit des Jetzt zudem welthistorisch bestimmt. Moellendorfs Verweis auf Kierkegaard erinnert aber daran, dass Kings Geschichtsdenken in christlichen Vorstellungen verwurzelt ist. Das Moment der Dringlichkeit verbindet Moellendorf dann mit den Erkenntnissen internationaler Klimaforschung, die unterstreichen, dass sehr viel umfassendere und schnellere Dekarbonisierungsmaßnahmen zur Begrenzung der Erderwärmung erforderlich sind als bisher ergriffen wurden.

Die Erkenntnisse der Klimaforschung lösen bei vielen Menschen Angst aus, so Moellendorf. Wie King die USA im Vietnamkrieg auf der falschen Seite der Weltgeschichte sah, sähen viele dieser Ängstlichen die bestehenden industriellen, landwirtschaftlichen und kommerziellen Praktiken auf der falschen Seite der planetarischen Geschichte und fürchteten um die Stabilität des Erdsystems als Ganzem, die das Entstehen menschlicher Zivilisationen erst erlaubte.

Die gegenwärtigen, vor allem von jungen Menschen ausgehenden, Proteste, müssen in diesem Lichte betrachtet werden, so Moellendorf, und kommt auf King zurück, aus dessen Rede »The Look to the Future«

16 Übers. F.F. »afgjørende Betydning«, ebd.

17 Übers. F.F., ebd., S. 225–226.

18 Ebd., S. 215.

19 Vgl. z. B. Liselotte Richter: »Zum Verständnis des Werkes«, in: Sören Kierkegaard: *Philosophische Brocken*, hg. und übers. von Liselotte Richter, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1992 [1964], S. 102–126, hier 104–108, 113.

(Der Blick in die Zukunft) von 1957 er die Passage zitiert, in der King seinen Stolz erklärt, in mancher Hinsicht »maladjusted«²⁰ (etwa: schlecht angepasst, ein Begriff der zeitgenössischen Psychologie, vor allem der Kinderpsychologie) zu sein. Für King geht es an dieser Stelle um nicht weniger als die Hoffnung auf Erlösung – »the salvation of the world«²¹.

Die Angst vor dem Ende der Welt, die Moellendorfs Essay verzeichnet, entwirft, in den Worten der Literaturwissenschaftlerin Eva Horn, »Zukunft als Katastrophe« – eine Vorstellung, die als »kulturelles Schema [...] weit vor die Moderne zurückreicht« und als

Vorstellung von der Katastrophe als Offenbarung [...] bereits zur antiken Textgattung der Prophezeiung [gehört]. Die Prophezeiung entwirft Geschichte von ihrem Ende her [...]. Die christliche Heilsgeschichte sah im Weltende nicht nur eine Figur ultimativer Zukünftigkeit, sondern vor allem die Eröffnung einer endgültigen, göttlichen Wahrheit: Von hier aus offenbart sich der Wert und Unwert aller Dinge, aller Menschen, aller Machtstrukturen. [...] Diese richtende Zerstörung ist aber zugleich der Aufbruch in eine neue, ewige Ordnung: das Neue Jerusalem.²²

Demgegenüber denken moderne Apokalypsen vor allem »Weltenden ohne Neubeginn« – mit ihnen geht die Vorstellung einer menschengemachten Zukunft anstelle einer Heilsgeschichte einher.²³

Horn konstatiert eine Spannung zwischen den zahlreichen apokalyptischen Fiktionen, die sich beispielsweise in Film und Literatur manifestieren, und unserer realen Untätigkeit im Angesicht einer Metakrise drohender Kipppunkte auf verschiedenen Ebenen, von denen die Klimakrise nur eine ist –²⁴ und die sie als »Katastrophe ohne Ereignis«²⁵ beschreibt, der es an »klar benennbaren Akteuren und Schuldigen« ebenso fehlt wie an einem »präzisen Moment oder eine[m] benennbaren Ort«, die aber in der »Fortsetzung des Gegenwärtigen«, so das »dumpfe untergründige Gefühl«, in die befürchtete, gravierend zum Negativen hin

20 <https://repository.duke.edu/dc/broadsides/bdsal40033>, S. 4.

21 Ebd.

22 Eva Horn: *Zukunft als Katastrophe*, Frankfurt a.M.: Fischer 2014, S. 26–27.

23 Ebd., S. 27.

24 Ebd., S. 17–21.

25 Ebd., S. 19–20. Hervorhebung im Original.

von der Gegenwart unterschiedene, Zukunft führen wird.²⁶ Die Bedeutung des jetzigen Augenblicks zu unterstreichen und zumindest einige Akteure zu benennen, wie es der uns vorliegende Essay tut, kann als eine mögliche Antwort auf diese Analyse gelesen werden.

Horn erklärt aber auch, dass

die Entwürfe von Zukunft als Katastrophe einen besonderen epistemischen Status [haben], der sie von anderen Formen des Zukunftsentwurfs wie Utopien, Versprechen, Plänen oder Hoffnungen scharf unterscheidet: Zukunft als Katastrophe schreit nach ihrer Verhinderung, nach einem präventiven Eingreifen. Können utopische Entwürfe des Künftigen angestrebt oder abgewehrt, Versprechungen und Pläne aufgeschoben oder umgesetzt, die Erfüllung von Hoffnungen abgewartet werden, so reklamieren katastrophische Zukünfte für sich eine Dringlichkeit, die nicht einfach abgewartet werden kann. Sie zwingen dazu, sie entweder zu glauben – und entsprechend präventiv zu handeln – oder ihre prädikative Kraft anzuzweifeln. Genau darum erhebt die kommende Katastrophe den Anspruch, etwas bereits *in der Gegenwart Gegebenes zutage treten* zu lassen.²⁷

Ich teile die Ziele der Klimaproteste und würde ebenso wie Moellendorf gewaltfreien zivilen Ungehorsam scharf von Terrorismus unterscheiden. Doch sehe ich auch eine Gefahr darin, eine Dringlichkeit des Jetzt zu beschwören, die durch den Glauben an die kommende Katastrophe begründet wird. Apokalypsen zielen darauf ab, den »wahren Wert aller Menschen und aller Dinge«²⁸ zu enthüllen.

Das Wortfeld des Demokratischen begegnet uns im Essay über weite Strecken nur im Zusammenhang mit der Untätigkeit demokratischer Regierungen, der Klimakrise zu begegnen, eine Untätigkeit, die auf eine plutokratische Verzerrung von Demokratien zurückgeführt wird durch Firmen, die den Abbau fossiler Energiequellen betreiben. Erst gegen Ende erscheint der Begriff des »demokratischen Ethos«, das es verbiete, jugendliche Protestierende mit Terroristen zu vergleichen. Die Proteste

26 Ebd., S. 20. Zu den unterschiedlichen Narrativen, die sich mit dem Anthropozän verbinden, vgl. auch Gabriele Dürbeck: »Narrative des Anthropozän. Systematisierung eines interdisziplinären Diskurses«, in *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 2, 1 (2018), S. 1–20.

27 E. Horn: *Zukunft*, S. 25. Hervorhebung im Original.

28 Ebd., S. 27.

seien vielmehr der Versuch, die plutokratisch verzerrte Politik in Ordnung zu bringen. Demokratisches Handeln wird hier unterschieden in eine korrupte Verfallsform – die institutionalisierte Politik – und ihre notwendige Korrektur durch Aktivismus. Es gibt hoffnungsvollere und ermutigendere Erzählungen für eine lebenswerte Welt für alle, als eine, in der ängstliche Aktivist:innen gegen korrupte Regierende protestieren. Darrel Moellendorf hat selbst eine vorgelegt – in seiner Monographie *Mobilizing Hope*, die ihre komplexe Argumentation oft in kleinen Erzählungen entwickelt. Darin heißt es: »Hope is mobilized through activism, politics, and education.«²⁹ Als Literaturwissenschaftlerin möchte ich ergänzen, dass auch ästhetische Erfahrungen Hoffnung wecken können – beispielsweise vermittelt durch Film und Literatur.

29 D. Moellendorf: *Hope*, S. 202.

Nach dem Streit

Wie Ehrenamtliche und Geflüchtete in Dörfern Kompromisse schließen und Konflikte vergessen

Greta Wagner

Was für Freundschaften und Beziehungen längst selbstverständlich gilt, ist auch für das Zusammenleben in Dörfern und Nachbarschaften von Bedeutung: Unterschiedliche Gewohnheiten und Überzeugungen können zu Konflikten führen und wenn diese produktiv ausgetragen werden, können soziale Beziehungen gestärkt daraus hervorgehen. Ein Ende eines Streits, bei dem die Beteiligten die Beziehung nicht abbrechen, sondern an deren Fortgang interessiert bleiben, kann verschiedene Formen haben. Konflikte können durch Kompromisse beendet werden, durch Versöhnung oder indem der Konflikt durch neue gemeinsame Erlebnisse in Vergessenheit gerät. Nicht immer ist dafür eine praktische Lösung nötig. Auch die Erfahrung, dass man einander offen mitteilen konnte, wie man die Lage sieht, kann bereits befriedend wirken. Ob aber ein Konflikt eine integrative Kraft entfaltet, hängt auch von den Eigenschaften der Beziehung ab, innerhalb derer Konflikte ausgetragen werden. Wenn Beziehungen weitgehend auf Ähnlichkeit in den Überzeugungen beruhen, wirken Konflikte eher spaltend.

Das Zusammenleben in ländlichen Räumen basiert deutlich mehr als das in urbanen Räumen auf einer geteilten Lebensform. Wenn eine Pluralität der Lebensformen hier dennoch nicht zu Desintegration führt, dann sorgen zumeist solche Akteure dafür, die Interaktionen initiieren und Gemeinsamkeiten ausfindig machen – man könnte hier von ›Kompromissagenten‹ sprechen. Solche Kompromissagenten sind beispielsweise Ehrenamtliche, die sich nach der Ankunft Geflüchteter in den Jahren 2015 und 2016 zu engagieren begannen. Sie schufen damit überbrückende Netzwerke, die das Zusammenleben zwischen den neuen Nachbarn erleichterte und Konflikte bearbeitbar machten.

Im Folgenden möchte ich die These von der Produktivität des Streits zunächst theoretisch plausibilisieren: Der Soziologe Georg Simmel hat den Streit als eine Form der Wechselwirkung beschrieben, die unter bestimmten Bedingungen vergesellschaftend wirkt. Luc Boltanski und Laurent Thevenot rekonstruieren ihrerseits, wie Akteure im Streitfall vorgehen, wie sie argumentativ Bezug nehmen auf verschiedene Rechtfertigungsordnungen und in dieser Konfrontation zu Kompromissen gelangen. Diese Perspektive einer pragmatischen Soziologie der Konventionen möchte ich am Beispiel einiger Konflikte zwischen Ehrenamtlichen und Geflüchteten im ländlichen Raum illustrieren, die ich im Rahmen einer ethnographischen Langzeitstudie beobachten konnte. Sie zeigen die Bedeutung der Ehrenamtlichen als Akteure, die Möglichkeiten für Kompromisse ausloten und damit einer Polarisierung der Dorfgemeinschaften entgegenwirken. Schließlich werde ich auf die Qualität dieser Kompromisse eingehen, die das Ergebnis von Aushandlungen zwischen Konfliktparteien mit ungleicher Ausstattung an (symbolischen) Ressourcen sind.

Die vergesellschaftende Wirkung des Streits

Georg Simmel, Klassiker der Konfliktsoziologie, zieht es vor, nicht von Gesellschaft zu sprechen, sondern von Vergesellschaftung, um deutlich zu machen, dass der Prozess im Fokus steht, in welchem Gesellschaft entsteht. Und Gesellschaft entsteht für ihn in der wechselseitigen Beeinflussung von Individuen – eben indem sie sich vergesellschaften. Eine Wechselwirkung ist ein Miteinander-in-Beziehung-treten, durch den »der Mensch in ein Zusammensein, ein Füreinander- Miteinander-, Gegeneinander-Handeln, in eine Korrelation der Zustände mit andern tritt, das heißt Wirkungen auf sie ausübt und Wirkungen von ihnen empfängt«.¹ Damit beantwortet Simmel die Grundfrage der Soziologie, wie soziale Ordnung entsteht, nicht mit der Analyse von Strukturen, Herrschaftsverhältnissen oder geteilten Werten, sondern legt den Fokus auf die Interaktionen des Alltags – er richtet seinen mikrosoziologischen Blick auf die Weise, wie Individuen durch Wechselwirkungen aneinander geknüpft sind.

1 Georg Simmel: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, hg. von Otthein Rammstedt, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1992 [1908], S. 18.

»Daß die Menschen sich gegenseitig anblicken, und daß sie aufeinander eifersüchtig sind; daß sie sich Briefe schreiben oder miteinander zu Mittag essen; daß sie sich ganz jenseits aller greifbaren Interessen, sympathisch oder antipathisch berühren [...] all die tausend, von Person zu Person spielenden, momentanen oder dauernden, bewußten oder unbewußten, vorüberfliegenden oder folgenreichen Beziehungen, aus denen diese Beispiele ganz zufällig gewählt sind, knüpfen uns unaufhörlich zusammen.«²

Es sind also nicht nur die freundlichen Gesten, die uns zusammenknüpfen, sondern es sind auch die Eifersucht und die Antipathie. Warum? Simmel erkennt im Streit eine wichtige Form der Vergesellschaftung, eine Form, uns aneinander zu binden und deshalb führt auch der Streit nicht zwingend zur Spaltung, sondern kann auch zur Einheit und zum Zusammenhalt beitragen. Das Dissoziierende nämlich erkennt er in den Ursachen des Kampfes wie Hass und Neid. Wird aber der Streit ausgetragen, »so ist er eigentlich die Abhülfsbewegung gegen den auseinanderführenden Dualismus, und ein Weg, um zu irgendeiner Art von Einheit, [...] zu gelangen«.³

Allerdings schreibt Simmel die vergesellschaftende Funktion nicht allen Konflikten zu und nicht unter allen Bedingungen: Die zerstörerischen Kämpfe »zwischen dem Räuber oder dem Rowdy und ihren Opfern« weisen die vereinheitlichenden Energien, um die es Simmel geht, nicht auf.⁴ Wenn aber der Konflikt nicht um seiner selbst willen oder mit dem Ziel, den Konfliktpartner zu vernichten, geführt wird, dann können scheinbar dissoziierende Auseinandersetzungen integrativ wirken.

Was die integrative Kraft des Streits vor allem mindert – unabhängig vom Gegenstand, um den es geht – ist die Beschaffenheit des sozialen Gebildes, in dem er ausbricht. Beruht eine Gemeinschaft auf Ähnlichkeit in den Überzeugungen, so wird das »Auseinandergehen an einem ganz unbedeutenden Punkte sich durch die Schärfe des Gegensatzes als etwas ganz Unerträgliches« darstellen.⁵ Wenn Konflikte also destruktive Dynamiken entfalten, dann nicht, weil sie die Grundprinzipien der Gesellschaft angreifen, sondern, wie Theresa Clasen über Simmel schreibt,

2 Ebd., S. 33.

3 Ebd., S. 287.

4 Ebd., S. 295.

5 Ebd., S. 312f.

»weil die Grundprinzipien der Gesellschaft so beschaffen sind, dass Konflikt sie angreift«. ⁶

Einen Streit durch einen Kompromiss beizulegen, hält Simmel für »eine der größten Erfindungen der Menschheit«. ⁷ Seine elementarste Form findet der Kompromiss im Tausch, weil der Besitzwechsel dabei nicht durch Raub oder Geschenk stattfindet, sondern indem der eine das begehrte Gut erhält, selbst aber auch etwas dafür hergeben muss.

Kompromisse zwischen Rechtfertigungsordnungen

Wie aber einigen sich zwei Parteien im Streit auf einen Kompromiss? Luc Boltanski und Laurent Thévenot haben mit *Über die Rechtfertigung* eine soziologische Perspektive geprägt, die die Weise in den Blick nimmt, in der Akteure im Konfliktfall argumentieren. ⁸ Die Autoren arbeiten heraus, dass Streitende, wollen sie mit ihrer Kritik erfolgreich sein und ihrem Handeln Sinn verleihen, Bezug nehmen auf ein Set von Rechtfertigungsordnungen. Die Konfliktpartner geraten unter »Generalisierungsdruck«, sie müssen zeigen, dass sie mit ihrer Position nicht nur ihr Eigeninteresse verfolgen, sondern dass ihre Situation normativ gerechtfertigt ist – zumindest, wenn sie nicht aus reiner Kampfeslust streiten. Boltanski und Thévenot haben in *Über die Rechtfertigung* auf Basis dreier Materialtypen – Interviews, Texten der politischen Philosophie und *How-to-guides* – sechs Rechtfertigungsordnungen rekonstruiert, auf die Akteure sich im Streitfall beziehen: die Welt der Inspiration, die häusliche Welt, die Welt der Meinung, die staatsbürgerliche Welt, die Welt des Marktes und die industrielle Welt. Da diese Rechtfertigungsordnungen empirisch rekonstruiert sind, sind sie auch historisch variabel. Neue Rechtfertigungsordnungen entstehen, wenn die Macht einer Gruppe von Akteuren so gestärkt wird, dass sie sich darauf berufen können, »ihren spezifischen Beitrag zum Allgemeinwohl zu leisten, ohne die in dem ihnen angestammten Bereich errungene Stärke eigens herausstreichen bzw. durch anderweitige,

6 Theresa Clasen: *Radikale Demokratie und Gemeinschaft. Wie Konflikt verbinden kann*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2019, S. 177.

7 G. Simmel: *Soziologie*, S. 375.

8 Luc Boltanski und Laurent Thévenot: *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*, Hamburg: Hamburger Edition 2007 [1991].

moralisch akzeptablere Handlungen entschuldigen zu müssen«.⁹ Bei diesen Rechtfertigungsordnungen handelt es sich also um »sozial und kulturell vermittelte Argumentationsmuster«, die es ermöglichen, von der konkreten Situation zu abstrahieren und zu einer Einigung zu gelangen.¹⁰

Dies geschieht über das Finden von Kompromissen zwischen Rechtfertigungsordnungen. Diese Kompromisse kommen durch die Identifikation von Objekten zustande, die mit unterschiedlichen Rechtfertigungsordnungen vereinbar sind, die also eine geteilte Bezugnahme auf das Gemeinwohl ermöglichen. Die Kompromisse müssen vage bleiben, um entstehen und Bestand haben zu können. »In einem Kompromiss verzichten die Beteiligten darauf, die Grundlage ihres Einverständnisses explizit zu machen. Sie beschränken sich darauf, eine für das Gemeinwohl förderliche intentionale Haltung einzunehmen«.¹¹ Da es eine Pluralität von Rechtfertigungsordnungen gibt, und keine einzige, die höherrangig ist, bleiben die Rechtfertigungsordnungen unvereinbar und Kompromisse zwischen ihnen müssen so beschaffen sein, dass kein Konfliktpartner zur Aufgabe seiner Überzeugungen gezwungen ist.

»Versucht man den Kompromiss auf eine solidere Grundlage zu stellen und damit zu stabilisieren, führt das eher zum gegenteiligen Effekt. Der Versuch, zu bestimmen, wie ein Gemeinwohl beschaffen sein könnte, mit dem sich der Kompromiss stützen ließe, läuft Gefahr, ihn wieder zu zerschlagen und Zwietracht zu erzeugen.«¹²

Anders als der Konsens nämlich ist es dem Kompromiss zu eigen, dass die Streitenden ihre Überzeugungen nicht aufgeben. Die Parteien einigen sich lediglich darauf, ihre Ansprüche zum Teil zurückzunehmen.¹³ Auf diesen Aspekt weist auch Paul Ricœur hin, wenn er in einem Inter-

9 Luc Boltanski und Ève Chiapello: *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft 2003, S. 536.

10 Robin Celikates: *Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und kritische Theorie*, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2009, S. 140.

11 L. Boltanski und L. Thévenot: *Rechtfertigung*, S. 368.

12 Ebd., S. 448.

13 Vgl. Friderike Spang: »Compromise in political theory«, in: *Political Studies Review* 21, 3 (2023), S. 594–607.

view im Anschluss an Boltanski und Thevenot die Bedeutung von Kompromissen für plurale Gesellschaften betont:

»Beim Kompromiss bleibt jeder auf seinem Platz, keiner ist seiner Rechtfertigungsordnung beraubt. In diesem Sinne liegt der Kompromiss zwischen Einverständnis und Gewalt. Liegt kein Einverständnis vor, handeln wir Kompromisse für den zivilen Frieden aus. Wir können sogar sagen, dass der Kompromiss unsere einzige Erwiderung auf Gewalt ist, wenn es keine von allen anerkannte Ordnung gibt, also kein einheitliches Wertesystem existiert.«¹⁴

Dörfer als Labore des Zusammenlebens

In vielen ländlichen Gemeinden Deutschlands leben seit 2015/2016 zum ersten Mal muslimische und nicht-weiße Familien. Sie wurden von kommunalen Verwaltungen nach ihrer Flucht dort in angemieteten Wohnungen dezentral untergebracht. Eine Welle von Freiwilligen unterstützte die Familien in den ersten Monaten nach ihrer Ankunft bei Behördengängen, Arztterminen, der Einschulung von Kindern und vielen weiteren Herausforderungen ihres neuen Alltags. In vielen Fällen bestehen diese Hilfsbeziehungen zwischen Freiwilligen und Geflüchteten trotz erheblicher Unterschiede bis heute. Sie zeichnen sich dadurch aus, dass in Konfliktfällen, keine Exit-Option besteht, man der gegebenen Situation also nicht entfliehen oder ausweichen kann – schließlich lebt man ja weiterhin als Nachbarn eng beisammen. So wird häufig die Voice-Option gewählt, das heißt, es werden Konflikte offen ausgetragen.¹⁵

Schätzungen zufolge leben etwa 43 % der rund 1,8 Millionen Menschen, die zwischen 2013 und 2018 in Deutschland Asyl beantragt haben, in ländlichen Gebieten.¹⁶ Die Situation dieser Geflüchteten

-
- 14 <https://katapult-magazin.de/de/artikel/fuer-eine-ethik-des-kompromisses-vom-30.07.2019>.
 - 15 Albert O. Hirschman: *Exit, Voice and Loyalty. Responses to Decline in Firms, Organizations and States*, Cambridge: Harvard University Press 1970.
 - 16 Birgit Glorius, Stefan Kordel, Tobias Weidinger, Miriam Bürer, Hanne Schneider und David Spenger: »Is Social Contact With the Resident Population a Prerequisite of Well-Being and Place Attachment? The Case of Refugees in Rural Regions of Germany«, in: *Frontiers in Sociology* 5 (2020).

unterscheidet sich deutlich von der in Großstädten: Da die öffentliche Infrastruktur weniger gut ausgebaut ist, etwa in Bezug auf die Dichte an Beratungsstellen oder den öffentlichen Nahverkehr, sind die Neuankömmlinge in hohem Maße auf ehrenamtliche Helferinnen und Helfer angewiesen, die ihnen bei Alltagsproblemen zur Seite stehen. Seit dem Jahr 2015 begannen etliche Freiwillige, sich zu engagieren, wobei der Anteil derer, die in ländlichen Gebieten Geflüchtete unterstützten, deutlich zunahm.¹⁷ Bei diesen Freiwilligen handelte es sich um engagierte Menschen, die sich weniger in großen Verbänden oder Vereinen und damit auch nicht in etablierten Strukturen einbrachten, sondern meist um Menschen in Dörfern, die ad hoc kleine Initiativen gründeten und sich mit anderen vernetzten. Die räumliche Nähe zwischen Ehrenamtlichen und Geflüchteten, die zu vielen Begegnungen im Alltag führt, macht diese Fälle des Engagements im ländlichen Raum besonders. Geflüchtete und Freiwillige begegnen sich nicht nur, wenn sie einen Termin haben, sondern auch im Supermarkt, im einzigen Kindergarten, in der einzigen Grundschule oder als Nachbarn auf der Straße. Diese Nähe schafft die Grundlage für eine besondere Art von Vertrautheit, die auf geteilten Erfahrungen beruht. Das Fehlen offizieller rechtlicher Strukturen ist jedoch auch ein Nährboden für Unsicherheiten und Missverständnisse in Bezug darauf, was wechselseitig voneinander erwartet wird.

In meiner ethnographischen Langzeitstudie in rheinhessischen Dörfern richte ich den Fokus auf die Weise, wie Konflikte ausgetragen werden, welche Kompromisse aus ihnen hervorgehen, welche Gräben unüberwindbar bleiben, welche Kränkungen vergeben und welche Ärgernisse vergessen werden. In vielen dieser Konflikte gibt es drei Parteien: die geflüchteten Familien, die von der Verbandsgemeinde in den Dörfern in angemieteten Wohnungen untergebracht wurden, die alteingesessenen Dorfbewohner – viele von ihnen eher skeptisch bis misstrauisch gegenüber den Geflüchteten – und die Ehrenamtlichen, die sich in der Unterstützung der Neuankömmlinge engagieren. Sie nehmen eine Brückenfunktion in Konflikten ein, indem sie nicht über, sondern mit den Geflüchteten sprechen und Konflikte offen austragen.

17 Serhat Karakayali und Olaf Kleist: EFA-Studie 2. Strukturen und Motive der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit in Deutschland, Berlin: Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung 2016, S. 17.

Einige der Konflikte würden in Großstädten nicht aufkommen. Sie entstehen durch eine stärkere normative Integration in Dörfern. Die gegenseitige Kontrolle bei der Einhaltung impliziter Regeln des Zusammenlebens schafft Konflikte überall dort, wo diese impliziten Regeln nicht befolgt werden. Die von Erving Goffman so bezeichnete, das Zusammenleben in Städten prägende *civil inattention* – eine Art höflichen Wegsehens im öffentlichen Raum, die sowohl Respekt gegenüber der Privatsphäre wie auch passive Anerkennung sozialer Präsenz ausdrückt und die ein friedliches »einander Ignorieren« ermöglicht – ist im ländlichen Raum weniger ausgeprägt, auch weil man sich nicht so einfach »aus dem Weg gehen« kann.¹⁸ So entstehen Konflikte über Aspekte der alltäglichen Lebensführung, die in Städten als Privatangelegenheit betrachtet würden. Ob die Fahrräder von Kindern ein funktionierendes Licht haben, ob der Müll sachgemäß getrennt ist und man sein Kind regelmäßig in den Kindergarten schickt, sind in urbanen Nachbarschaften Fragen, die jeder für sich selbst entscheidet. Wenn solche Fragen aber Gegenstand nicht nur stiller Missbilligung, sondern manifester Auseinandersetzung werden, stellt sich die Frage, wie diese Konflikte ablaufen – und vor allem, wie sie enden.

Sie können, so möchte ich im Folgenden anhand kleiner Fallanalysen illustrieren, eine produktive Rolle im Zusammenleben spielen und müssen nicht zwingend zu Spaltung und Zerfall des sozialen Zusammenhalts des Dorfes führen. Dabei ist nicht nur der Kompromiss als Bruttotyp einer friedlichen Konfliktbeendigung zentral. Auch das Vergessen als Weise einen Konflikt zu beenden, hat eine wichtige Funktion für die Aufrechterhaltung des Zusammenhalts. Die produktive Funktion des Konflikts liegt dann nicht nur im ausgehandelten Kompromiss, sondern auch in der Erfahrung, dass man sich seinen Standpunkt mitteilen konnte. Der Konflikt gerät in Vergessenheit, vielleicht auch in strategische Vergessenheit, weil das gemeinsame Ziel eines friedlichen Zusammenlebens im Dorf von beiden geteilt wird.

18 Erving Goffman: *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*, New York: Free Press 1963

Durch Ehrenamtliche vermittelte Konflikte

Konflikte zwischen Ehrenamtlichen, nicht ehrenamtlich engagierten Anwohnern und Geflüchteten in kleinen Dörfern illustrieren die zuvor skizzierten produktiven Funktionen von Konflikten und die Entstehung von Kompromissen.

Wo Konflikte zwischen geflüchteten und nicht geflüchteten Bewohnern ausgetragen werden, geschieht dies in der Regel durch die ehrenamtlich Engagierten. Sie bilden eine Brücke zwischen der autochthonen Dorfbevölkerung und den Geflüchteten, indem sie Kritiken, die von Nachbarn formuliert werden, an die Geflüchteten herantragen. Sie tragen damit Konflikte – teilweise implizit, teilweise explizit – auch im Auftrag der nicht engagierten Bewohner aus. Diese Konflikte werden ausgesprochen und eine Form der Schließung des Konflikts angestrebt – erstens, weil man sich, anders als in Großstädten, nicht aus dem Weg gehen kann und sich weiterhin alltäglich sieht; zweitens, weil die Freiwilligenarbeit nicht nur eine Hilfe für die Geflüchteten, sondern auch ein Mittel zur sozialen Integration der Dorfgemeinschaft ist. Die Freiwilligen sorgen sich um den Zusammenhalt in ihren Dörfern und sehen ihre ehrenamtliche Arbeit als Mittel, diesen Zusammenhalt, das gegenseitige Vertrauen und das friedliche Zusammenleben zu erhalten und zu fördern.¹⁹ Deshalb vermitteln sie bei Konflikten zwischen Geflüchteten und ihren Nachbarn und versuchen in vielen Fällen, auch nach persönlichen Konflikten mit Geflüchteten Kompromisse zu finden, wo man in großen Städten sein Engagement abbräche.

So zum Beispiel Karen, die nach dem Beginn des russischen Krieges gegen die Ukraine eine ukrainische Frau und ihren kleinen Sohn im Obergeschoss ihres Hauses aufgenommen hat: Sie erzählt im Interview, dass sie im Sommer 2022 an einer Stadtführung in Bologna teilnahm, als sie einen Anruf von einem Bewohner eines nahegelegenen Dorfes erhielt, den sie nicht kannte und der sich darüber beschwerte, dass ein Auto mit ukrainischem Kennzeichen seine Einfahrt blockierte. Von Italien aus versuchte sie, den Besitzer des Fahrzeugs über die Whatsapp-Gruppe ausfindig zu machen, die sie erstellt hatte, um den Austausch von Informationen zwischen Gastgebern und Ukrainerinnen in ihrer Gemeinde zu erleichtern. Es gelang ihr, die Besitzerin des Autos zu kontaktieren

19 Greta Wagner: »Helfen und Reziprozität. Freiwilliges Engagement für Geflüchtete im ländlichen Raum«, in: Zeitschrift für Soziologie 48, 3 (2019), S. 226–241.

und das Problem zu lösen. Viele andere Freiwillige berichten in ähnlicher Weise, dass sie von anderen gebeten werden, »den Flüchtlingen zu sagen, dass...«. Sie schaffen damit überbrückendes Sozialkapital.²⁰

In einem anderen Fall wurden die Kinder geflüchteter Familien bei der Vergabe von Kindergartenplätzen bevorzugt, um ihnen den Übergang in die Grundschule zu erleichtern. Da aber die Mütter der geflüchteten Familien keiner Lohnarbeit nachgingen, brachten viele von ihnen ihre Kinder nur dann in den Kindergarten, wenn sie ihren Deutschkurs besuchten. Im Dorf regte sich Unmut darüber. Familien, die auf einen Betreuungsplatz warteten, weil ein Elternteil nicht berufstätig war, fühlten sich benachteiligt. Es waren auch hier die Ehrenamtlichen, die den Geflüchteten die Situation erklärten, worauf diese ihre Kinder etwas regelmäßiger in den Kindergarten brachten.

Eine ältere Ehrenamtliche, Helga, die in der katholischen Gemeinde ihres Dorfes engagiert ist und geflüchtete Familien unterstützt, fragte ich einmal, ob eine der Familien aus Afghanistan in ihrem Dorf, in der ein Mann mit zwei Frauen lebt, einen Konflikt für ihre religiösen Überzeugungen hervorriefe. Sie antwortete: »Das ist absolut okay. Die erste konnte ja keine Kinder bekommen, was hätte er also machen sollen, sich scheiden lassen? Bei Abraham und Sarah war das genauso.« Sie und viele andere Freiwillige haben mit der Zeit Gemeinsamkeiten mit den geflüchteten Familien entdeckt. Sie teilen die Werte einer starken familiären Bindung und Religiosität und damit Eigenschaften, die sie bei den jüngeren Generationen von Deutschen vermissen. Helga befriedet also einen möglichen Konflikt zwischen zwei normativen Überzeugungen über familiales Zusammenleben, indem sie sie beide als Ausdruck familialen Zusammenhalts betrachtet und eine Gemeinsamkeit in religiösen Wurzeln familialer Verhältnisse ausmacht.

Ein Konflikt, auf den sich die Ehrenamtlichen eines Dorfes besonders häufig beziehen, fand im Jahr 2017 statt. Drei Familienvätern aus Afghanistan wurden von der Verbandsgemeinde sogenannte Ein-Euro-Jobs angeboten, die diese aufgrund von Unterbezahlung ablehnten. Die Ehrenamtlichen, die die drei Familien seit ihrer Ankunft im Dorf unterstützt hatten, ärgerten sich darüber. Sie baten die Verbandsgemeinde um die Vermittlung eines Dolmetschers, es kam zu einem Treffen und sie legten ihre Sicht der Dinge dar: Für die Ehrenamtlichen stellte die

20 Tristan Claridge: »Functions of social capital. Bonding, bridging, linking«, in: Social Capital Research 20, 1 (2018), S. 1–7.

Ablehnung der Jobs, die in der Unterstützung der Gemeindemitarbeiter beim Mähen der Grünflächen bestanden hätte, eine Verweigerung von Reziprozität dar. Sie argumentierten, dass sie selbst schließlich seit eineinhalb Jahren unentgeltlich arbeiten würden, um die Familien bei der Ankunft in ihrem neuen Zuhause zu unterstützen. Für die drei Männer aus Afghanistan stellte das Angebot der Jobs dagegen eine Form der Missachtung ihres Werts als Arbeitskräfte dar.

Am Ende des Gesprächs entschieden sich zwei der Männer zur Annahme des Ein-Euro-Jobs für eine begrenzte Zeit, ein dritter blieb bei seiner Ablehnung. Der Konflikt wird in Gesprächen immer wieder angeführt, denn er zeigt für die Ehrenamtlichen die Bedeutung auf, die es hat, Dinge offen anzusprechen. Mit den drei afghanischen Vätern habe ich über den Konflikt nicht gesprochen. Aus Sicht der Ehrenamtlichen aber lag die Produktivität des Streits darin, die eigene Sicht der Dinge mithilfe des Dolmetschers darlegen zu können. Als produktiv kann der Konflikt insofern verstanden werden, als dass die drei Ehrenamtlichen danach bei ihrem Engagement blieben – ein Engagement, das besonders von den Frauen der afghanischen Familien hochgeschätzt wird, die Unterstützung bei der Familienarbeit erhalten.

Mit Boltanski und Thevenot kann man sagen, dass in diesem Konflikt zwei Rechtfertigungsordnungen aufeinanderprallten: Die staatsbürgerliche Rechtfertigungsordnung und die des Marktes. Die Gemeinsamkeit und damit der Kompromiss wurde in der unentgeltlichen Arbeit gesucht. Es wurde also von den Ehrenamtlichen nicht argumentiert, dass die Annahme der Jobs deshalb erfolgen solle, weil die Arbeitskraft ohne in Deutschland anerkannte Ausbildung nicht mehr wert sei, sondern weil die Ehrenamtlichen sich selbst auch, ohne äquivalente Bezahlung, engagierten.

Bei Kompromissen wie diesen handelt es sich nicht um Verhandlungen mit festgelegtem Ergebnis am Ende. Stattdessen ist der prozedurale Aspekt des ›Aussprechenkönnens‹ von Uneinigkeit zentral für die Schließung des Konflikts. Nach einiger Zeit und überlagert von neuen Alltagserfahrungen geraten die Konflikte in Vergessenheit. Dies zeigt sich besonders, wenn ich Ehrenamtliche nach einigen Jahren erneut interviewe und sie auf Konflikte anspreche, von denen sie beim ersten Gespräch berichtet hatten. Vielfach erinnern sie sich erst in diesem Moment wieder an vergangene Konflikte, die nicht immer durch einen Kompromiss gelöst wurden. Auch solche Konflikte aber, die ohne Kompromiss und nur durch Vergessen ihre entzweierende Rolle verlieren, haben eine Funktion:

sie helfen den Beteiligten, ihre Erwartungen aneinander anzupassen – und so kommt es mit den Jahren zu immer weniger Enttäuschungen, weil beide Seiten wissen, was die andere zu geben bereit ist.

Eine pragmatische Soziologie pragmatischer Ehrenamtlicher

Boltanski und Thevenot stehen gemeinsam mit anderen Soziologinnen und Soziologen für eine Theorieperspektive, die als pragmatische Soziologie bezeichnet wird. Sie entstand Mitte der achtziger Jahre in Frankreich in Auseinandersetzung mit und in Abgrenzung von Pierre Bourdieu. Zwar gab es innerhalb dieser neuen Strömung auch eine Beschäftigung mit dem amerikanischen Pragmatismus, vor allem beeinflusst aber waren die Soziologinnen und Soziologen vom symbolischen Interaktionismus und der Ethnomethodologie (die ihrerseits vom Pragmatismus geprägt waren).²¹ Yannick Barthes und Kollegen fassen die Perspektive der pragmatischen Soziologie als eine zusammen, die vorrangig die Mikroebene in den Blick nimmt, in der sich die Makroebene objektiviert. Die pragmatische Soziologie interessiere sich »für Orte und Aktivitäten [...], in denen Gruppen sich zusammenfügen, Ganzheiten sich formen, Kollektive sich herausbilden und Strukturen fassbar gemacht werden«.²² Dabei verfolgt dieser Ansatz nicht das Ziel, verborgene Interesse der Akteure offenzulegen, sondern ist eher an der Entstehung von Interessen interessiert.²³ Die Akteure werden in ihren Rechtfertigungen und ihren Kritiken epistemisch ernstgenommen. Für den vorliegenden Fall bedeutet dies, die lokale Situation des Zusammenlebens zwischen geflüchteten und autochthonen Dorfbewohnern zu analysieren, die Weise wie sie Konflikte austragen und vergessen, Kompromisse schließen und diese scheitern, während sie auf plurale Rechtfertigungsordnungen zurückgreifen und nach Gemeinsamkeiten suchen.

21 Vgl. Tanja Bogusz: Zur Aktualität von Luc Boltanski. Einleitung in sein Werk, Wiesbaden: Springer-Verlag 2010; und Yannick Barthe, Damien de Blic, Jean-Philippe Heurtin, Éric Lagneau, Cyril Lemieux, Dominique Linhardt, Cédric Moreau de Bellaing, Catherine Rémy und Danny Trom: »Pragmatische Soziologie. Eine Anleitung«, in: Soziale Welt 67, 2 (2016), S. 205–231.

22 Ebd., S. 206.

23 Ebd., S. 210–211.

Wir können aber nicht nur die Weise, wie Ehrenamtliche dabei Unterstützung leisten, dass Geflüchtete und alteingesessene Dorfbewohner gut zusammen leben mithilfe der pragmatischen Soziologie analysieren. Wir können auch die Ehrenamtlichen selbst als Pragmatisten verstehen und damit neben dem philosophischen und dem soziologischen eine dritte Verwendung des Pragmatismusbegriffs bemühen – nämlich die alltagspraktische.

Viele derer, die sich in den vergangenen Jahren im ländlichen Raum in der Unterstützung für Geflüchtete engagierten, unterstützten die Flüchtlingspolitik der Regierung Merkel politisch nicht. Sie sagten Dinge wie »Ich war nicht dafür, dass so viele Flüchtlinge kommen, aber nun wohnen sie eben hier im Dorf und nun muss ja auch alles klappen.« Ihr Engagement entstand aus der konkreten Situation, dass es neue Dorfbewohner ohne Kenntnis der lokalen Strukturen gab und nicht ausreichend kommunale Institutionen, die sie beim Ankommen unterstützten. Manche Ehrenamtliche fühlten sich an eigene Fluchterfahrungen nach dem Zweiten Weltkrieg erinnert, viele hatten Freude am Umgang mit jüngeren Kindern, mehr Zeit nach dem Erwachsenwerden der eigenen Kinder oder nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben und suchten eine neue Aufgabe. Gemeinsam ist ihnen allen, dass sie nicht vorrangig prinzipiengeleitet handelten, wie es in gewachsenen Strukturen von Asylgruppen und Flüchtlingsräten üblich ist. Nicht Gerechtigkeits- und Solidaritätserwägungen gaben den Anstoß sich zu engagieren, sondern eine neu vorgefundene »problematische Handlungssituation«, wie John Dewey dies nannte.²⁴ Allenfalls religiöse Motivationen inspirieren für einige ein Handeln aus Nächstenliebe.

Es gibt auch Akteure in den Dörfern, die gegen die geflüchteten Familien hetzen und die einer homogenen Dorfgemeinschaft das Wort reden. Daher ist die Rolle der Ehrenamtlichen als Bindeglied zentral, weil sie die Konfrontation zwischen unterschiedlichen Rechtfertigungsordnungen initiieren und nach Kompromissen streben, um die Integration der Dörfer aufrechtzuerhalten. Sie identifizieren Objekte, die Gemeinsamkeiten herstellen wie geteilte unentgeltliche Arbeiten oder eine geteilte Bedeutung von Religiosität.

24 John Dewey: *Logic. The Theory of Inquiry* (The Later Works, Band 12), hg. von Jo Ann Boydston, Carbondale: Southern Illinois University Press 1986 [1938], S. 111–122.

Rotten Compromises?

Dazu, dass das Zusammenleben zwischen geflüchteten Familien und ihren autochthonen Nachbarn konfliktuell ist, trägt insbesondere bei, dass im ländlichen Raum weniger Toleranz gegenüber Differenz existiert und so Konflikte um Situationen entstehen, die in Städten als Privatangelegenheiten betrachtet würden. Der Kontext, in dem diese Konflikte aufkommen, ist einer, in dem Zusammenhalt recht stark auf einer geteilten Lebensform im Einfamilienhaus basiert, in dem ein regionaler Dialekt gesprochen wird. Schon Alleinerziehende und Zugezogene aus anderen Regionen Deutschlands sind nicht automatisch Teil der Dorfgemeinschaft. Im ländlichen Raum sind Vorurteile und offenes Misstrauen gegenüber Migrierten verbreitet und viele Ehrenamtliche, mit denen ich in den vergangenen Jahren sprach, berichten von der Feindseligkeit anderer Dorfbewohner gegenüber den neu zugezogenen Geflüchteten. Ich selbst hörte bei der Feldforschung, wenn ich sagte, dass ich in Frankfurt wohne, dass man das nicht nachvollziehen könne – »wegen der vielen Ausländer«. Diese Eigenschaft kleiner Dörfer, deren Zusammenhalt stärker als diverse Viertel in Städten auf Ähnlichkeit basiert, und in denen mitunter »Auseinandergehen [...] als etwas ganz Unerträgliches« empfunden wird, hemmt die produktive Kraft von Konflikten.²⁵ Mit Simmel gesprochen handelt es sich bei den Dörfern also nicht um Kontexte, in denen Streit seine integrative Funktion voll entfalten könnte – wenn dies doch gelingt, dann durch die vermittelnde Tätigkeit der Ehrenamtlichen.

Nun könnte man überzeugend einwenden, dass der Konflikt um die 1-Euro-Jobs sowie viele weitere von manifesten Machtunterschieden geprägt sind und durch die einseitige Abhängigkeit der Druck auf eine Konfliktpartei, der Lösung zuzustimmen, deutlich größer ist, als auf die andere Seite. Allerdings sind den meisten Kompromissen Machtdifferenzen zwischen den Konfliktpartnern zu eigen. Daher zeichnet es den Kompromiss nicht aus, dass er in einem herrschaftsfreien Raum zustande kommt. Kompromisse entstehen dann, wenn die Konfliktpartner Unterschiedliches für richtig halten, dennoch aber kooperieren wollen. Das bedeutet, sie können auch da zustande kommen, wo sie für diejenigen mit weniger Ressourcen schlechter ausfallen als für diejenigen mit mehr Ressourcen.

25 G. Simmel: Soziologie, S. 217.

Aus der Perspektive einer kritischen Soziologie müssen daher die Verhältnisse in den Fokus genommen werden, die Kompromisse nötig machen, wo unter Bedingungen von Gleichheit und Toleranz keine Konflikte entstehen würden. Die Ehrenamtlichen spielen zwar eine wichtige Rolle bei der Akzeptanz Geflüchteter im ländlichen Raum und ihre Unterstützung, die in vielen Fällen bis heute anhält, ist für die geflüchteten Familien auch von großem Wert. Dennoch sind Momente von Ausgrenzung und Rassismus Alltag für die geflüchteten Familien. Die Kompromisse, die sie eingehen, sind insofern von der Abhängigkeit von Ehrenamtlichen nicht zu trennen. Diese besteht auch deshalb, weil sie nur durch deren Hilfe an Güter gelangen, auf die sie eigentlich ein Recht haben.

In der politischen Theorie ist die Auseinandersetzung um Kompromisse von der Frage geprägt, wie sich legitime von illegitimen Kompromissen unterscheiden lassen, was *rotten compromises* ausmacht und unter welchen Bedingungen Kompromisse zu einer *morality in compromise* werden.²⁶ Eine soziologische Perspektive dagegen richtet ihren Blick auf die Weise, wie Konflikte mit Bezug auf unterschiedliche Rechtfertigungsordnungen gelöst werden. Sie hat keine Kriterien, um legitime von illegitimen Kompromissen zu unterscheiden, aber sie kann die Bedingungen analysieren, unter denen Kompromisse notwendig werden und die Ungleichheiten und Machtunterschiede zwischen Konfliktpartnern, die Kompromisse schließen.

26 Avishai Margalit: *On Compromise and Rotten Compromises*, Princeton: Princeton University Press 2009; und Mohamed Nachi: »The Morality in/of Compromise. Some Theoretical Reflections«, in: *Social Science Information* 43, 2 (2004), S. 291–305.

Jenseits des Kompromisses in rheinhessischen Dörfern

Gregory Jones-Katz

In dieser Replik zum Essay von Greta Wagner möchte ich weniger eine Kritik formulieren als einige Fragen aufwerfen. Insbesondere möchte ich untersuchen, ob bestimmte Begrenzungen, die der Perspektive der französischen pragmatischen Soziologen Luc Boltanski und Laurent Thévenot innewohnen, im Kontext von Greta Wagners ethnografischer Untersuchung bestimmte Aspekte vermissen lassen. Wichtig scheint mir vor allem die Frage, inwieweit Boltanskis und Thévenots Betonung der individuellen Handlungsfähigkeit und der kulturellen Grammatiken im Modell der kulturellen Transformation – und die Beziehung zwischen beiden – dazu führt, dass Wagner in ihrer überzeugenden Studie vielleicht vernachlässigt zu untersuchen, wie Strukturen, Macht und Interessen die von ihr untersuchten sozialen Akteure und ihre Kompromisse beeinflussen. Es mag etwas jenseits des Kompromisses oder in Ergänzung zum Kompromiss¹ geben, dass in diesen Dörfern auch mitwirkt – und dadurch, dass wir dieses »Extra« berücksichtigen, können wir möglicherweise unser Verständnis der politischen Wirksamkeit sowohl der von Wagner soziologisch analysierten sozialen Akteure als auch der soziologischen Analysen selbst verbreitern.

1 Richard Rorty sieht das ähnlich im Blick auf Richard A. Posners Argument in dessen Buch »Law, Pragmatism, and Democracy«; vgl. Richard Rorty: »More than Compromise. Richard A. Posner's Law, Pragmatism, and Democracy«, in: *Dissent* (Herbst 2024), S. 99–101; Ich danke Gunther Hellmann für den Hinweis auf Posners Buch.

Grenzen

Wagners Essay basiert in empirischer Hinsicht auf ihrer langjährigen ethnografischen Untersuchung kleiner Gemeinden in Rheinhessen. In diesem Beitrag konzentriert sie sich darauf, wie Ehrenamtliche bei der Lösung von Konflikten zwischen Flüchtlingen und Asylbewerbern (meist muslimischen und nicht-weißen Familien) und deutschen Dorfbewohnern helfen, welche Kompromisse sich aus diesen Konflikten ergeben, welche Brüche unüberwindbar bleiben und welche Kränkungen vergeben oder vergessen werden. In diesem Kontext nutzt Wagner geschickt und effektiv die pragmatische Soziologie von Boltanski und Thévenot, die nicht auf der amerikanischen philosophischen Tradition des Pragmatismus aus dem späten 19. Jahrhundert basiert,² sondern in den 1980er Jahren teilweise als Reaktion auf und Kritik an Bourdieus strukturalistischen Vorstellungen von Habitus und Formen sozialen Kapitals hervorgegangen ist. Boltanski und Thévenot behaupteten, Bourdieus soziologischer Ansatz sei übermäßig in Institutionalismus, Netzwerkanalyse und Rational-Choice-Theorie verankert; diese methodischen Einflüsse veranlassten Bourdieu, so Boltanski und Thévenot, soziale Akteure als unfähig zu betrachten, ihr Schicksal zu ändern. Mit anderen Worten: Institutionen, Netzwerke und Rationalität bestimmen in dieser Sichtweise laut Bourdieus Soziologie das Schicksal sozialer Akteure.

Anstatt soziale Akteure als Bourdieusche Vehikel für eine Institution oder ein Netzwerk zu lesen – oder, wie man analog argumentieren könnte, als metaphysisch geprägt von einem unsituierten Universalismus –, lesen und behandeln Boltanski und Thévenot soziale Akteure pragmatisch, d.h. als »Formen des Engagements« und »Wertordnungen«. Darin wird nicht nur der binäre Gegensatz zwischen Individuum und Kollektiv dekonstruiert, sondern auch individuelle Handlungsfähigkeit so konzeptualisiert, dass sie den zivilgesellschaftlichen Lebensalltag einbezieht und möglicherweise sogar verändert. Für Boltanski und Thévenot bezeichnen »Formen des Engagements« unterschiedliche Arten, wie Akteure *in ein bestimmtes Format der Gemeinsamkeit und Koordination*

2 Eine Art kollektive Biografie, die die Ursprünge des amerikanischen Pragmatismus nachzeichnet, hat Louis Menand erstellt; vgl. Louis Menand: *The Metaphysical Club. A Story of Ideas in America*, New York: Farrar, Straus and Giroux 2002.

investiert sind, wann immer sie etwas in der sozialen Welt tun; »Wertordnungen« bezeichnen ein kodifiziertes Vokabular von Rationalitäten, das von Akteuren verwendet wird, um das jeweilige Handeln in öffentlichen Auseinandersetzungen zu rechtfertigen und zu kritisieren. Mit anderen Worten, Boltanski und Thévenot untersuchen, warum soziale Akteure in konkreten Situationen ihre persönlichen Neigungen und Dispositionen unter Verwendung verfügbarer Grammatiken und Repertoires bei öffentlichen Streitigkeiten immer wieder wiederholen.

Im Gegensatz zu Bourdieuschen und metaphysischen Ansätzen verleiht der Ansatz von Boltanski und Thévenot sozialen Akteuren eine kritisch-individuelle Macht, gegebene Umstände zu bewerten und unabhängig zu handeln. Allerdings könnte eine solche Interpretationsstrategie, die sich auf den Akt des Kompromisses selbst konzentriert, die Berücksichtigung des »Extra« jenseits der Frage schwächen, wann und wo soziale Strukturen, Macht und Interessen Akte des Kompromisses beeinflussen. Und dies könnte zu gewissen Lücken in Greta Wagners ethnografischer Untersuchung von Konflikten zwischen Flüchtlingen und Asylbewerbern führen.

Gewiss, mehrere Beispiele aus Wagners Essay zeigen, wie die methodischen Akzentsetzungen von Boltanski und Thévenot ihre soziologische Analyse stärken können. Beispielsweise macht Wagner in ihrem Aufsatz deutlich, dass der Ort der Konflikte entscheidend sei: es ist das kleine Dorf in Rheinhessen, denn es ist dort, wo aufgrund räumlicher Unmittelbarkeit und fehlender rechtlicher Formen und Strukturen *implizite* Regeln den Alltag prägen und die Bindung an kulturelle Normen stärker ist – stärker jedenfalls als in Großstädten oder urbanen Gebieten. Daher sind es Dörfer, in denen kulturelle Konflikte nicht nur am häufigsten, und potenziell explosiv, auftreten und in solchen Dörfern könnten auch kulturelle Kompromisse am produktivsten geschlossen werden.

Um ihre These zu untermauern, stellt Wagner überzeugende Beispiele von »Kompromissagenten« in den Vordergrund – Personen, die, in ihren Worten, »die Konfrontation zwischen verschiedenen Rechtfertigungsordnungen initiieren und nach Kompromissen streben, um die Integration der Dörfer aufrechtzuerhalten. Sie identifizieren Objekte, die Gemeinsamkeiten herstellen wie geteilte unentgeltliche Arbeiten oder eine geteilte Bedeutung von Religiosität« (Wagner, in diesem Band, S. 117). Dementsprechend untersucht sie, wann und wie solche Kompromissagenten transkulturelle Netzwerke aufbauen, über die Flüchtlinge

und die Dorfgemeinschaften sich treffen und aushandeln können, wie sie sich in zwei inkompatiblen Rechtfertigungsordnungen, wie Boltanski und Thévenot dies nennen, zurechtzufinden. In Wagners Worten: »Sie bilden eine Brücke zwischen der autochthonen Dorfbevölkerung und den Geflüchteten, indem sie Kritiken, die von Nachbarn formuliert werden, an die Geflüchteten herantragen.« Die Kompromissagenten erklären den Flüchtlingen »Situationen«, beispielsweise zum Thema Kinder und Kindergarten; und sie befrieden »einen möglichen Konflikt zwischen zwei normativen Überzeugungen über familiales Zusammenleben, indem sie sie beide als Ausdruck familialen Zusammenhalts betrachten und eine Gemeinsamkeit in religiösen Wurzeln familialer Verhältnisse ausmachen« (Wagner, in diesem Band, S. 114). Wagner hebt überzeugend hervor, dass Kompromissagenten während eines Konflikts offen eingestellten Flüchtlingen und Dorfbewohnern dabei helfen können, eingefahrene Rechtfertigungsformen zu überwinden, um Kompromisse umzusetzen.

Machtunterschiede, Kompromissagenten und Polarisierungsagenten

Verständlicherweise geht es Wagner nicht *in erster Linie* um die Frage, wie und warum Kompromisse vor und nach solchen Auseinandersetzungen von gesellschaftlichen Strukturen, Machtsystemen und Interessen beeinflusst werden. Der Akt des Kompromisses ist für sie das Wichtigste. Und wenn man aufmerksam liest, kann man auch nicht übersehen, dass Wagner in ihrem letzten Abschnitt »Verdorbenes Kompromisse?« potenzielle Störer jener Kompromisse identifiziert, die sie untersucht. Sie erkennt auch Machtunterschiede und Herrschaftsräume in Konflikten zwischen Flüchtlingen und autochthonen Dorfbewohnern an.

Ein erstes Beispiel sind die Machtunterschiede bei Konflikten um die 1-Euro-Jobs. Ein weiteres findet sich in Wagners Hinweis, wie die »Freiheit« kleiner Dörfer, die durch physische Nähe und unausgesprochene Regeln gleichsam gegeben ist, mehr kulturelle Konflikte zulässt oder befördert, sie untersucht jedoch nicht, wie das »Miteinander« und die impliziten Regeln und Bindungen an kulturelle Normen dazu führen, diese Konflikte überhaupt erst erzeugen. In Anlehnung an Georg Simmels These, dass Konflikte die Integration der Gesellschaft befördern, sind Streitigkeiten und Konflikte für Wagner auch ein *Produkt*,

das im Akt des Kompromisses entsteht. Während Kompromissagenten Flüchtlingen und Dorfbewohnern helfen, Konflikte und Streitigkeiten zu überwinden, die üblicherweise als Brüche oder Diskontinuitäten im sozialen Gefüge verstanden werden, um ein Produkt des Zusammenhalts und der Einheit zu erzeugen und dadurch das soziale Gefüge zu verändern, wissen wir nicht, wer von dem »Kompromissprodukt« profitiert und es verteilt. Könnte hier vielleicht eine stärkere Betonung auf unterschiedliche (oder sich überschneidende) unpersönliche Strukturen sowie wirtschaftliche und politische Interessen gelegt werden, die das »Kompromissprodukt« hervorgebracht haben? Welche Hierarchien von Macht und Werten prägten beispielsweise die Fähigkeit von Kompromissagenten, Objekte zu identifizieren, die Gemeinsamkeiten schaffen? Ohne im Widerspruch zu Wagners These und schon gar nicht ihrer offenkundigen Evidenzen zu stehen, könnte eine solche Analyse vielleicht sogar klären, warum Konflikte in kleinen Dörfern häufiger und auffälliger auftreten als in städtischen Gebieten.

Ein drittes Beispiel findet sich in Wagners nachvollziehbarem Interesse an Kompromissbrechern: »Polarisierungsagenten«, die »gegen die geflüchteten Familien hetzen und einer homogenen Dorfgemeinschaft das Wort reden« (Wagner, in diesem Band, S. 117). Dies impliziert, dass diese Art von Agenten bereits bestehende Gegensätze und Konflikte verschärfen oder verstärken wollen. Sie identifizieren Objekte, die Zwietracht und Konflikte erzeugen. Aber wie dem auch sei, ihre Überlegungen zu Kompromissagenten könnten durch die Analyse zu sozialen Strukturen, Machtsystemen und Interessen erweitert werden: Was treibt sie nicht nur einfach an und motiviert sie, sondern welche Mächte und Interessen profitieren auch von einer solchen Polarisierung? Die Beantwortung dieser Frage würde Wagners Ansatz oder gar die konkrete Analyse spezifischer Kompromisshandlungen nicht notwendigerweise verändern. Solche Antworten würden nach meiner Meinung aber unser Verständnis dessen bereichern, wie man die Versuchungen und die Wirksamkeit von Polarisierungsagenten bekämpfen und mehr Raum für Kompromissagenten und jene Konflikte schaffen könnte, die sie zwischen Flüchtlingen und Dorfgemeinschaften lösen helfen.

Die Einbeziehung anderer kontextueller Überlegungen, die Kompromisshandlungen in diesen rheinhessischen Dörfern prägen, könnte einen weiteren Beitrag zu Wagners soziologischen Interpretationen leisten. Wagner setzt beispielsweise großes Vertrauen in die Fähigkeit sozialer Akteure (Kompromissunternehmer, Flüchtlinge, Asylbewer-

ber und Dorfbewohner), rational Kompromisse einzugehen und auf politisch progressive Weise einzugreifen. Ein solcher Glaube ist nicht unbedingt fehl am Platz, erklärt aber möglicherweise nicht das Element der Irrationalität, das allzu oft auch Teil der Entscheidungen und Handlungen sozialer Akteure ist. Selbst einige der einsichtigsten und berühmtesten Pragmatisten irrten sich in ihrem Glauben an die Fähigkeit, rationale Kompromisse einzugehen. Während des Ersten Weltkriegs äußerte etwa der amerikanische pragmatische Philosoph John Dewey eine übersteigert optimistische Einschätzung der Lage, der ihn dazu verleitete, die Stärke der Leidenschaften und der Irrationalität falsch einzuschätzen. Er unterstützte ausdrücklich die amerikanische Militärintervention, nicht in erster Linie, um die Ausbreitung der Demokratie zu fördern, sondern in der Hoffnung, in Amerika eine neue Art von sozialer Demokratie zu begründen, in der das öffentliche und soziale Interesse über dem privaten Besitzinteresse stehen würde. Mit einem fundierteren Verständnis der Strukturen, Macht und Interessen, die Kompromisshandlungen prägen, können Fehler wie der von Dewey möglicherweise nicht vermieden, aber doch besser verstanden werden.

Narrative Neubeschreibungen von Kompromissen

In der Summe müssen die Akzente von Greta Wagners Essay vor dem Hintergrund der Tatsache gesehen werden, dass ihre Untersuchung nur ein kleiner Ausschnitt aus einem viel größeren Projekt über Konflikte in rheinhessischen Dörfern sein kann. Diese umfassendere Untersuchung beleuchtet wahrscheinlich unterschiedliche Perspektiven auf und ergänzende Aspekte von Kompromisshandlungen, die in dieser kurzen Replik nur angedeutet werden können. Eine Möglichkeit, das einzubeziehen, was in Wagners Studie vielleicht noch unterbelichtet ist, besteht darin, über die etablierte Perspektive der kritischen Soziologie hinaus zu greifen, indem man beispielsweise historische Erzählungen oder pragmatische philosophische Perspektiven einbezieht. Ich könnte mir beispielsweise gut vorstellen, dass Wagners Untersuchung durch einen Rorty'schen philosophischen Ansatz ergänzt werden könnte, etwa einen, den er in einem Artikel von 1981 einmal als die intellektuelle Praxis der »Neubeschreibung« bezeichnete – eine Praxis, durch die man ein etabliertes kulturelles Vokabular durch ein kreatives »Umschreiben« radikal verändert oder ersetzt. Rorty betonte dabei, dass

eine solche Neubeschreibung oder »Re-Narration« nicht das ist, was man normalerweise als Argument bezeichnet. In der Standardform der Argumentation wollen die Streitenden zeigen, wie Merkmale eines fest etablierten Vokabulars als intern inkohärent entlarvt werden oder »sich selbst dekonstruieren«.³ Ende der 1980er Jahre plädierte Rorty in ähnlicher Weise dafür, anstelle der Konstruktion oder argumentativen Unterfütterung einer theoretisch-metaphysischen Lösung einen zufriedenstellenden praktischen »Kompromiss« durch das Anerkenntnis zu erreichen, dass jede streitende Partei »recht« hat – allerdings nur innerhalb von und bezogen auf eine bestimmte Sprachgemeinschaft. Solche Anerkennung, meint Rorty, erfordere Neubeschreibung.⁴ In Greta Wagners rheinhessischen Dörfern könnte Rortys Umschreibungstaktik zum Beispiel dazu beitragen, besser zu verstehen, was nicht erfasst werden kann und was jenseits von Fragen des »pragmatischen Kompromisses zwischen Interessen« oder mächtigen »Gruppen« liegt.⁵ Hier könnte man etwa (mit Rorty) überlegen, wie Einzelpersonen und Gruppen Konflikte und dann Kompromisse erzählen und wie sie Geschichten erzählen, die die Situationen, in denen sie sich befinden, in eine größere und längere Geschichte einbetten – sei es über eine Stadt, eine Region, eine Nation, eine Religion oder ähnliches. Solche narrative Neubeschreibungen von Kompromisshandlungen könnten möglicherweise dazu genutzt werden, sogar neue Interessengruppen hervorzubringen und zu organisieren, wodurch Einzelpersonen und Gruppen in Kompromisshandlungen zu mehr würden als konkurrierenden Interessen und Mächte. Und auf diesem Wege könnten womöglich auch sowohl die soziologisch untersuchten sozialen Akteure als auch Wagners soziologische Studie selbst eine noch stärkere politische Wirksamkeit erreichen.

3 Richard Rorty: »Method, Social Science, and Social Hope«, in: *Canadian Journal of Philosophy* 11, 4 (1981), S. 569–588.

4 Richard Rorty: *Contingency, Irony, and Solidarity*, New York: Cambridge University Press 1989, S. xiv–xv, 68.

5 R. Rorty: *Compromise*, S. 101.

Die Folgen der Zwangsemigration als Kompromissvollzug

Deutschsprachige Neurologen und Psychiater
in Nordamerika zwischen ›Nervenheilkunde‹
und empirischer Hirnforschung, 1933–1963

Frank W. Stahnisch¹

»Während der Naturwissenschaftler typische, normale Phänomene sucht, studiert der Arzt gerade die nichttypischen, nicht normalen, krankhaften Phänomene. Und dabei trifft er auf diesem Weg sofort auf einen gewaltigen Reichtum und Individualität dieser Phänomene, die die Vielheit ohne klare, abgegrenzte Einheiten begleiten, voller Übergangs- und Grenzzustände. [...] Aber diese unerhört reiche Vielheit immerfort anderer und anderer Varianten muß gedank-

-
- 1 Dieser Beitrag stellt die komplett überarbeitete und erweiterte Fassung eines Papers dar, das auf dem Workshop über »Kompromisse« am Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe Universität Frankfurt a.M. (Bad Homburg) vom 19.-20. Oktober 2023 zur Diskussion gestellt wurde. Der Autor möchte dem Forschungskolleg Humanwissenschaften, der Forschungsgruppe »*Democratic Vistas – Reflections on the Atlantic World*« wie auch Gunther Hellmann und Johannes Völz für ihre Einladung und finanzielle Unterstützung für die Teilnahme am Workshop danken. Außerdem sei Alenka Ambrož für ihren akademischen Kommentar, der in dieser Broschüre wiederabgedruckt ist, sowie den Bibliothekarinnen und Archivarinnen der Health Sciences Library der University of Calgary (Kanada) gedankt, die dieses Projekt durch Zugang zu Archivmaterialien und historischer Literatur unterstützt haben. Ebenso bin ich den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops für ihre konstruktive Kritik des historiografischen Arguments und der soziopolitischen Kontexte dankbar.

lich bezwungen werden, denn dies ist die Erkenntnisaufgabe der Medizin.«²

Einleitung

Die Entwicklung der modernen Medizin wird häufig im Sinne eines akkumulativen Modells begriffen, wonach neue Forschungsergebnisse additiv zu existenten hinzugefügt werden, sodass das Ausmaß an Wissensbeständen nach dieser, unter Praktikern und Laborwissenschaftlerinnen vorherrschenden Sichtweise, faktisch zunimmt. Ferner wird auch davon ausgegangen, dass der Forschungsprozess ohne tiefgreifende Widersprüche vonstatten ginge, da neue wissenschaftliche Informationen von der *scientific community* auf Grund ihrer überzeugenden Natur direkt akzeptiert würden³. Nach dieser positivistischen Sichtweise würde es in der Medizin mitnichten zu tiefgreifenden und langdauernden Debatten kommen. Demgegenüber hat der österreichisch-ungarische Medizinphilosoph Ludwik Fleck (1896–1961) in seinem epochemachenden Werk *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* anhand diverser Fallbeispiele auf die soziokulturelle Bedingtheit wissenschaftlicher Beiträge und klinischer Praktiken sowie einen divergenten Sprachgebrauch und hitzige Debatten zwischen den Vertretern und Vertreterinnen unterschiedlicher ›Denkstile‹ in der *scientific community* hingewiesen.⁴

Fleck war sicherlich nicht der erste Philosoph, der die soziokulturellen Bedingtheiten des wissenschaftlichen Erkenntnisbetriebs in

-
- 2 Ludwik Fleck: »Über einige spezifische Merkmale des ärztlichen Denkens«, in: Sylvia Werner und Claus Zittel (Hg.), Ludwik Fleck. Denkestile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2011 [1927], S. 41–51, hier S. 41.
 - 3 Johann Georg von Hohenzollern und Max Liedtke: Naturwissenschaftlicher Unterricht und Wissenskumulation. Geschichtliche Entwicklung und gesellschaftliche Auswirkungen, Ichenhausen: Klinkhardt 1988, S. 93–110.
 - 4 Ludwik Fleck: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980 [1935], S. 6–12; und Sabine Ylönen: »Denkstil und Sprache/n in den Wissenschaften«, in: Zeitschrift für angewandte Linguistik 55, 1 (2011), S. 1–22, hier S. 1.

den Blick nahm, doch als ausgebildeter Mikrobiologe und klinisch tätiger Arzt kommt ihm eine weitreichende Expertise zu, die andere Publizisten und Publizistinnen nicht hatten, und durch die er ein besonderes Gewicht als Mitbegründer der modernen Medizintheorie bekommt.⁵ Der Leitgedanke in Flecks Medizintheorie ist getragen von der Annahme, dass Erkennen nicht nur auf psychologisch-kognitiven Einsichten beruht, sondern auch als sozialer und politischer Aushandlungsprozess zu verstehen ist.⁶ Dabei bleiben individuelle medizinisch-wissenschaftliche Akteurinnen und Akteure kulturell in sie bestimmende ›Denkkollektive‹ eingebunden, die ihrerseits Ausdruck umgrenzter Wissensbestände sind.⁷ Diese gemeinschaftlich geteilten Denkstile können sich aber zu einem methodischen Denkwang entwickeln, welcher Andersdenkende nicht nur ausschließen, sondern in nachhaltige theoretische und soziale Differenzen einmünden kann.⁸

Dabei hatte sich Fleck selbst mit den Folgen von produktiven wie unergiebigem Kompromissvollzügen in der medizinisch-klinischen Forschung beschäftigt. Zu den Ursachen epistemischer Abweichungen gehörten psychologische Beharrungstendenzen, die dazu führten, dass sich bestehende wissenschaftliche Irrtümer im Forschungsbetrieb langfristig hielten und jeder Korrektur widerstünden.⁹ So beschrieb Fleck diese Beharrungstendenzen als eine »Harmonie der Täuschung«, wodurch 1) ein Widerspruch gegen das System undenkbar erscheint; 2) was nicht in ein System hineinpasst, ausgeklammert bleibt, beziehungsweise 3) verschwiegen wird, auch wenn es zu identifizieren ist; 4) bevor es mittels großen Aufwandes so umgedeutet wird, dass es dem Gesamtsystem nicht mehr widerspricht.¹⁰ In den biomedizinischen Wissenschaften vollziehe sich der Fortschritt eben nicht als ein rein

5 Frank W. Stahnisch: »Disharmonien der Täuschung. Warum blieb Ludwik Flecks dynamische Erkenntnistheorie selbst so lange statisch?«, in: Božena Choŭuj und Jan C. Joerden (Hg.), Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis, Frankfurt a.M.: Lang 2007, S. 111–132.

6 L. Fleck: Tatsache, S. 165–190.

7 Ebd., S. 6–12.

8 Ebd., S. 59.

9 Thomas Kenner: »Zwischen Wahn und Weisheit«, in: *Imago Hominis* 15, 1 (2008), S. 21–29, hier S. 25–26.

10 F. W. Stahnisch: Disharmonien, S. 123.

kumulativer Vorgang, sondern als Folge von ›Gestaltwechseln‹, durch die ein bis dato geltendes Erklärungsmuster gegen ein Neues eingelöst wird.¹¹ Und häufig stellen diese Gestaltwechsel somit eine besondere Figur von sozialen und wissenschaftlichen Kompromissbildungen dar – eine Sichtweise, wie sie auch von politikwissenschaftlichen Emigranten, wie dem deutsch-jüdischen Ökonomen Albert Otto Hirschman (1915–2012) bezüglich des Kompromissvollzugs geteilt worden ist:

»Aber diese Vorstellungen sind nur als erste Annäherung [...] gemeint und sollten nicht als einziger Schlüssel der Konflikttheorie, als Paradigma gar, mißverstanden werden. Ich hege zum Beispiel den Verdacht, daß die Kategorie des Entweder-Oder, des unteilbaren Konflikts, im Grunde genommen ein vorläufiges Etikett für eine Vielzahl von unbekannten Problemen ist [...]. Diese Konflikte können nur allmählich verstanden werden, indem wir sie durchleben.«¹²

Im vorliegenden Beitrag soll untersucht werden, wie wissenschaftliche Kompromissbildungen auf den verschiedenen Ebenen der Erkenntnisgewinnung (z.B. Beobachtung, Interpretation, theoretische Einordnung und Erweiterung) wie auch sozialer Aushandlungsprozesse wissenschaftlicher Praktiken in der modernen Biomedizin aussehen.¹³ Anhand historischer Fallbeispiele zwangsemigrierter Neurowissenschaftler und Psychiaterinnen in Nordamerika, die ihre lebensweltlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Kompromisse im Laufe ihrer Zwangsemigration aus den deutschsprachigen Ländern in den Mittelpunkt rücken, werden unterschiedliche Denkstile gegenübergestellt und die soziokulturelle Verfasstheit jener kognitiv-wissenschaftspraktischen Prozesse veranschaulicht und auf ihren Beitrag zum Kompromissvollzug hin untersucht. Hierbei sollen die unterschiedlichen Ausbildungsverständnisse der Denkstile zwischen Zwangsemigranten des deutschen Sprachraums sowie den genuinen Wissenschaftskulturen Nordamerikas und der Herausbildung neuer wissenschaftlicher Paradigmen erörtert werden. Im letzten Abschnitt wird dann auf die Aushandlungsprozesse

11 L. Fleck: *Tatsache*, S. 60–61.

12 Albert O. Hirschman: »Wieviel Gemeinsinn braucht die liberale Gesellschaft?«, in: *Leviathan* 2, 1 (1994), S. 293–304, hier S. 304.

13 Jens Kany: *Die soziale Funktion der Wissenschaft. Wiederaufnahme eines Forschungsprogramms*. Dissertation, Heidelberg 2016, S. 11–43.

wieder eingegangen, die zu den Kompromissbildungen im Rahmen kultureller Adaptation in der jeweiligen *scientific community* geführt haben. Auch unter den schwierigen und herausfordernden Bedingungen der Zwangsemigration sind hierbei die lebens- und wissenschaftspraktischen Entscheidungen der akademischen Emigranten nicht allein als Zugeständnisse, sondern vor allem als Kompromissbildungen zu verstehen, da die Emigranten ihre allgemeinen Wertvorstellungen und theoretischen Standpunkte im nordamerikanischen Exil entgegen des »mitzudenkenden Zwangscharakters« der bestehenden Hierarchien der dortigen Wissenschaftslandschaft nicht aufgaben.¹⁴ Im Diskussionsteil folgen einzelne Überlegungen zur Natur der Kompromisse in medizinhistoriografischer Hinsicht. In Anlehnung an Fleck und seines aus der Medizin entwickelten Denkstilbegriffs sollen hier wissenschaftliche Strukturgegebenheiten der Kompromissbildung für eine allgemeinere Debatte bezüglich Rechtfertigungsnarrativen herausgestellt werden.¹⁵

Die modernen Neurowissenschaften zwischen Europa und Amerika

Stellvertretend für die Entwicklung der Neurowissenschaften soll die Gruppe emigrierter Ärztinnen und Ärzte sowie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler untersucht werden, welche in die USA und nach Kanada emigrierten, wo die meisten auch in der Nachkriegszeit verblieben sind.¹⁶ Für die hier betreffende Zwangsemigration, der in Neurologie und Psychiatrie ausgebildeten Ärzte und Ärztinnen, sind die Fortschritte in einigen Gebieten kritisch unterbrochen oder gar

14 Manfred Voigts: »Der Kompromiß. Plädoyer für einen umstrittenen Begriff«, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 46, 3 (1994), S. 193–210, hier S. 194.

15 Andreas Fahrmeir: Rechtfertigungsnarrative. Zur Begründung normativer Ordnung durch Erzählungen, Frankfurt a.M.: Campus Verlag 2013, S. 7–10.

16 Frank W. Stahnisch: A New Field in Mind. A History of Interdisciplinarity in the Early Brain Sciences, Montreal PQ: McGill-Queen's University Press 2020, S. 3–42; und Claus-Dieter Krohn: »Vereinigte Staaten von Amerika«, in ders. (Hg.), Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933–1945, Darmstadt: Primus 1998, S. 781–791.

beendet worden.¹⁷ Unter spezifischer Berücksichtigung theoretischer Ansätze und forschungspraktischer Einflüsse von Interdisziplinarität in den Neurowissenschaften beschäftigt sich dieser Beitrag mit einer Zeitperiode, die eher am Rande der Medizinhistoriografie verhandelt worden ist: Wie jedoch die allgemeinen Arbeiten aus der historischen Migrationsforschung zeigen, hat der Verlust von annähernd 30 Prozent aller akademischer Neurologinnen und Psychiater zwischen 1933 und 1945 die Basis der deutschsprachigen neurowissenschaftlichen Forschung langfristig unterbrochen.¹⁸ Unabhängig von solchen fortschrittsorientierten Narrativen, ist jedoch die Frage, welches Schicksal die emigrierten Neurowissenschaftler und Neurowissenschaftlerinnen in Übersee nahmen, eher vernachlässigt worden.¹⁹

Die These, der ich mich hier kritisch widme, bezieht sich auf den Prozess der Zwangsemigration, der häufig drastische Veränderungen in den Karriereaussichten bei den jeweiligen Personen nach sich zog. Mit Blick auf die historischen Quellen soll gezeigt werden, dass die bisherige *Brain Gain Thesis* in der Forschungsliteratur signifikant verändert werden muss.²⁰ So wird in unkritischer Weise ein kumulativer »Zuwachs« an wissenschaftlicher Produktivität im angelsächsischen Raum auf Grund der erzwungenen Migration jüdischer und oppositioneller medizinischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler während des Dritten Reiches angenommen.²¹ Die Forschungsliteratur hat allzu häufig die intellektuellen und institutionellen Dimensionen der Zwangsemigration in Medizin und Wissenschaft in den Blick gerückt, jedoch viel zu selten die Anpassungsprobleme und beruflichen Kompromissbildungen – wissenschaftlicher, unterrichtsmäßiger und

-
- 17 Werner Röder und Herbert A. Strauss: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. Band 1, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1983, S. 3–15.
 - 18 Uwe-Henrik Peters: Psychiatrie im Exil. Die Emigration der dynamischen Psychiatrie aus Deutschland 1933–1939, Düsseldorf: Kupka 1992, S. 30–33.
 - 19 Christopher M. Hincks: »Canadian Psychiatry«, in: Canadian Medical Association Journal 57, 2 (2004), S. 161–165.
 - 20 Elena Fiddian-Qasbiyeh, Gil Loescher, Katty Long und Sigona Nando: The Oxford Handbook of Refugee & Forced Migration Studies, Oxford: Oxford University Press 2014, S. 23–35.
 - 21 Jan Medawar und David Pyke: Hitler's Gift. The True Story of the Scientists Expelled by the Nazi Regime, New York: Arcade Publishing 2001, S. xv–xx.

gesellschaftlicher Art – thematisiert, worin deutlich wird »wie die Wissenschaft von der politischen Praxis abhängig ist, [und] heute mehr denn je die Gesellschaft insgesamt von der Wissenschaft geprägt und abhängig« geworden ist.²² Das gilt insbesondere für den unterschiedlichen Sozialisationshintergrund in der holistischen Wissenschaftskultur der »Nervenheilkunde« der 1920er Jahre, welchen die Zwangsemigrantinnen und Zwangsemigranten kaum in die stärker empirisch orientierte Wissenschaftslandschaft der USA und Kanadas integrieren konnten.²³

Zur Zwangsemigration der deutschsprachigen Neurowissenschaft nach Nordamerika

Im vorliegenden Beitrag soll eine historische Erklärung für den nachhaltigen Wandel in den forschungspraktischen Einstellungen bei vielen zwangsemigrierten Neurowissenschaftlern und Neurowissenschaftlerinnen nach Vertreibung, Flucht und transatlantischem Neuanfang angestrebt werden.²⁴ Selbstverständlich kann dieser Beitrag nur einen oberflächlichen Einblick in die historischen Prozesse, persönlichen Schicksale und forschungspraktischen Auswirkungen wiedergeben und ist dabei von den jeweiligen epistemischen Gegebenheiten abhängig.²⁵ Der Kieler Politikwissenschaftler Theodor Wilhelm (1906–2005) brachte dieses wissenschaftlich-politische Wechselverhältnis in seinem Traktat

22 M. Voigts: Kompromiß, S. 205.

23 Olaf Breidbach: Die Materialisierung des Ichs. Zur Geschichte der Hirnforschung im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1997, S. 15–22.

24 Obwohl hier strukturelle Gemeinsamkeiten mit anderen zwangsemigrierten Medizinergruppen auf der Hand liegen, stellen die Neurowissenschaftler und Neurowissenschaftlerinnen eine bislang von der Historiografie vernachlässigte Gruppe dar, siehe: Mitchell G. Ash und Alfons Söllner: Forced Migration and Scientific Change. Émigré German-speaking Scientists and Scholars after 1933, Washington D.C.: Cambridge University Press 1996, S. 1–15, die den methodologischen Stand der Forschungsbemühungen auf diesem Gebiet abbilden.

25 Lawrence A. Zeidman: Brain Science under the Swastika. Ethical Violations, Resistance, and Victimization of Neuroscientists in Nazi Europe, New York: Oxford University Press 2020, S. 162–165; und Michael Schüring: Minervas verstoßene Kinder. Vertriebene Wissenschaftler und die Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft, Göttingen: Wallstein 2006, S. 97, 186 und 369.

über den Kompromiß etwa auf die folgende Formel: »In ›praktischen‹ Situationen [...], in Situationen also, wie sie im Leben überwiegen, vollzieht sich der Prozeß der Erkenntnis in einer Folge von Kompromissen zwischen den idealen Zielentwürfen und den gegebenen Möglichkeiten. Der Prozeß der Kompromißbildung ist von der gleichen Struktur wie der Wahrheitsfindungsprozeß«. ²⁶

Die enorme Dimension der Vertreibung von Neurologen, Psychiatern, Neuropathologen, anatomischen Hirnforschern und vielen anderen Neurowissenschaftlerinnen wird erst dann deutlich, wenn man sich die Eckpunkte der einschlägigen Arbeiten des Kölner Psychiaters Uwe Henrik Peters, zur Emigration von über sechshundert deutschen Psychiatern, oder die Untersuchungen des Tübinger Hirnpathologen Jürgen Peiffer (1922–2006), zur Vertreibung der Gruppe von einhundert Neuropathologen, vergegenwärtigt. ²⁷

Die methodische Verbindung mit den allgemeinen Arbeiten aus der historiografischen Migrationsforschung eröffnet hierbei Ausblicke auf die systematischere Bedeutung der geschichtlichen Prozesse für die Entwicklung des betreffenden biomedizinischen Wissenschaftsfeldes. ²⁸ Auf Grund der Zahlen Daniel Niederlands vom Leo-Baeck-Institute umfasste der Exodus ungefähr zweitausend Ärzte und Ärztinnen sowie medizinische Wissenschaftler aus dem Reichsgebiet in den Grenzen von 1938. ²⁹ Für die hier betreffenden Fachdisziplinen hatte die Zwangsemigration, der in Neurologie und Psychiatrie ausgebildeten Ärzte die Fortschritte in einigen Gebieten kritisch beeinflusst, wobei die persönlichen und kollektiven Schicksale der emigrierten Neurowissenschaftler und Neurowissenschaftlerinnen in Kanada und den USA außer

26 Theodor Wilhelm: Traktat über den Kompromiß. Zur Weiterbildung des politischen Bewußtseins, Stuttgart: J. B. Metzler 1973, S. 50.

27 U.-H. Peters: Psychiatrie, S. 356–365; Jürgen Peiffer: »The Persecution of German Neuropathologists«, in: Nervenarzt 69, 1 (1998), S. 99–109; und Jürgen Peiffer: »Neuropathology in the Third Reich«, in: Epidemiologia e prevenzione 22, 2 (1998), S. 184–190.

28 Donald Fleming und Bernard Bailyn: The Intellectual Migration. Germany and America 1930–1960, Cambridge MA: Harvard University Press 1969, S. 1–10.

29 Doron Niederland: »The Emigration of Jewish Academics and Professionals from Germany in the First Years of Nazi Rule«, in: Leo Baeck Institute Yearbook 33, 1 (1988), S. 285–300.

Acht gelassen wurden.³⁰ Am konkreten Beispiel von drei Fallgeschichten zwangsemigrierter Hirnforscher soll hier der Versuch unternommen werden, die institutionellen Entwicklungen, ökonomischen Unterstützungsformen wie die Einschränkung der wissenschaftlichen Entfaltung auf der anderen Seite des Atlantiks als Aushandlungsprozesse und Kompromissvollzüge zu beleuchten.³¹

Fallgeschichte 1: Karl Stern

Für den Neuropathologen Karl Stern (1906–1975), der der humanistischen Erziehung aus seiner Gymnasialzeit immer verbunden blieb, stellte die frühe Mitarbeit in der holistischen Neurologie an der Frankfurter Universität 1930–1933 eine Ergänzung seiner anthropologisch-philosophischen Neigungen dar.³² Entsprechend wurde für ihn die klinische Praxis zu mehr als einem Produkt labormäßiger Detailstudien; sie war integraler Teil einer weitgefassten *nervenheilkundlichen* Tätigkeit, wie eine seiner Assistentinnen, die Neurochemikerin Marion K. Birmingham (geb. 1921) eindrucksvoll schilderte, als sie ihn als einen »eminenten Neurologen, Psychoanalytiker, Autor und [...] als unglaublichen »Amateur-«Musiker« beschrieb, der die Konversation in kurzer Zeit von klassischer Musik auf theoretische Psychiatrie ausweiten konnte.³³

30 Klaus-Jürgen Neumärker: »Bonhoeffer und seine Schüler. Spannungsfeld zwischen Neurologie und Psychiatrie«, in: Bernd Holdorff und Rolf Winau (Hg.), *Geschichte der Neurologie in Berlin*, Berlin: DeGruyter 2001, S. 174–192; und Heiner Fangerau, Michael Martin und Axel Karenberg: »Neurologen und Neurowissenschaftler in der NS-Zeit. Part 3: Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung«, in: *Der Nervenarzt*, Supplement 1, 1 (2022): S. 3–159.

31 Paul J. Weindling: »The Contributions of Central European Jews to Medical Science and Practice in Britain, the 1930s to 1950s«, in: Werner E. Mosse, Julius Carlebach, Gerhard Hirschfeld, Aubrey Newman, Arnold Paucker und Peter Pulzer (Hg.), *Second Chance. Two Centuries of German-Speaking Jews in the UK*, Tübingen: J. C. B. Mohr 1991, S. 243–255.

32 Karl Stern: *The Pillar of Fire*, New York: Harcourt Brace 1951, S. 116–125.

33 Marion K. Birmingham: »Some Thoughts on the Fiftieth Anniversary«, in: Theodore L. Sourkes und G. Pinard (Hg.), *Building on a Proud Past. 50 Years of Psychiatry at McGill*, Montreal PQ: McGill University 1995, S. 151–155, hier S. 151. Übersetzung des Autors.

Geboren in Cham in Bayern, hatte Stern seine medizinische Ausbildung in der Neurologie und Psychiatrie an der Berliner Charité absolviert und war nach einem produktiven Forschungssemester 1930 an der Frankfurter Universität promoviert worden.³⁴ Für ein weiteres Jahr arbeitete er als Assistent am »Institut für die Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen«, des sogenannten »Hauses Sommerhoff«, welches dem Edinger'schen Neurologischem Institut zugeordnet war.³⁵ 1932–1933 konnte Stern mit einem Rockefeller-Fellowship an die Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie (DFA) in München wechseln, wo er seine postdoktorale Ausbildung bei dem Tumorspezialisten Walter Spielmeyer (1879–1935) genoss.³⁶ In der Zwischenzeit hatte sich die Situation für seinen Frankfurter Chef Kurt Goldstein (1878–1965) aber verschlechtert, der trotz Versprechungen der dortigen Fakultät keinen Versorgungsauftrag für psychiatrische Patienten und Patientinnen erhielt. Goldstein entschied sich somit, Frankfurt zu verlassen und das Direktorat der Neurologischen Klinik im Charité Lehrkrankenhaus Moabit zu übernehmen.³⁷ Zugleich lud er Stern ein, ihm als Stationsarzt zu folgen, wo er die entsprechende Leerstelle in Goldsteins Berliner Forschungsgruppe ausfüllen konnte.

Stern blieb bis 1935 in Deutschland, als er vor der Verschärfung anti-semitischer Ausschreitungen sowie der Verabschiedung der Nürnberger Rassegesetze nach London floh. Dort arbeitete er bis 1939 als *Fellow* an der exzellenten Forschungsklinik von *Queen Square*. Seine Bekanntschaft mit einem kanadischen Neurophysiologen – wahrscheinlich Herbert H. Hyland (1900–1977) – half auf dessen Empfehlung hin nach Montreal zu emigrieren, wo er zunächst als Stationsarzt im Versorgungskrankenhaus *Nôtre Dame* am Rande der Stadt gearbeitet hat.³⁸ Hier kam

-
- 34 Timo Bullemer: »Die hiesigen Juden sind in Cham alteingesessen ...«. Aus der Geschichte der jüdischen Gemeinde vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Cham: Stadtarchiv Cham 2003, S. 44–56.
 - 35 Frank W. Stahnisch: »Ludwig Edinger (1855–1918). Pioneer of Neurology«, in: *Journal of Neurology* 255, 1 (2008), S. 147–148.
 - 36 Matthias M. Weber: »Die Deutsche Forschungsanstalt fuer Psychiatrie«, in: Max-Planck-Gesellschaft (Hg.), *75 Jahre Max-Planck-Institut fuer Psychiatrie*, München: Max-Planck-Gesellschaft 1992, S. 11–33.
 - 37 Anne Harrington: *Reenchanted Science. Holism in German Culture from Wilhelm II. to Hitler*, Princeton NJ: Princeton University Press 1996, S. 259–297.
 - 38 K. Stern: *Fire*, S. 56–57.

ein weites Beziehungsgeflecht internationaler Forscher ins Spiel, da sein Münchner Chef Spielmeyer während einer amerikanischen Vortragsreise 1931 bereits den kanadischen Neurochirurgen Wilder Penfield (1891–1976) mit Sterns Arbeiten vertraut gemacht hatte, der ihm nun die hirnpathologische Ausbildung der Studierenden und Assistenten übertrug.³⁹ Penfield empfahl ihn außerdem weiter an den Direktor der Psychiatrie – den Briten Ewen Cameron (1901–1967), damit er als Brückenbildner die neuropathologische Forschung zwischen Neurologie, Neurochirurgie und Psychiatrie weiter aufbauen würde.⁴⁰

Sobald jedoch die psychiatrische Abteilung des *Allan Memorial Institute* (AMI) ins Leben gerufen war und Cameron seinerseits darauf achtete, dass AMI und MNI organisatorisch koexistent arbeiteten, war Stern von 1943 bis 1950 nur noch als geriatrischer Versorgungsarzt in der dortigen Psychiatrie tätig.⁴¹ Wie er in seinem autobiografischen Werk *The Pillar of Fire* schreibt, gingen seine theoretischen Interessen aber weit über den Horizont der Neuroonkologie oder der Hirnverletzungen hinaus.⁴² Mit Blick auf die holistische Patientenversorgung sprengten sie den Rahmen der in Montreal koexistenten Programme zur biologischen Psychiatrie sowie der Epilepsieforschung und ließen erste Schwierigkeiten für seine kulturelle Integration in den nordamerikanischen Wissenschaftskontext erkennen.⁴³ So nahmen etwa auch die Spannungen mit Cameron zu, dessen Patientenumgang nicht nur von den ärztlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen kritisiert wurde, die dessen patriarchale Art sowie das Überwiegen von Forschungs- gegenüber Behandlungsinteressen als einen »faulen Kompromiss« kritisierten.⁴⁴ Trotz sei-

39 Siehe hierzu Rockefeller Archive Center, Sleepy Hollow, New York, Vereinigte Staaten; Record Group 717A, Series 1.1, Box 9, #55. »Forschungsanstalt für Psychiatrie Munich. Historical Record 1925–1928;« darin eine Briefeingangsbestätigung bezüglich Spielmeyers Anfrage vom 28. April 1928 auf S. 222.

40 Ron Clinghorn: »The Emergence of Psychiatry at McGill«, in: *Canadian Journal of Psychiatry* 29, 5 (1984), S. 551–556; und John Lewis, John: *Something Hidden. A Biography of Wilder Penfield*, Toronto ON: Doubleday 1981, S. 35–43.

41 M. K. Birmingham: *Thoughts*, S. 151–155.

42 K. Stern: *Fire*, S. 116–125.

43 Ebd., S. 76–77.

44 Siehe auch Avishai Margalit: *Über Kompromisse und faule Kompromisse*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2011, S. 9; Interessanter Weise war es mit dem deutsch-jüdischen Physiker Albert Einstein (1879–1955) ein prominenter US-Zwangsemi-

nes eigenen Versuchs, einen biografischen Kompromiss zwischen AMI, MNI und eigenen Ausbildungsansätzen schließen, ging Stern schließlich Anfang der 1950er Jahre nach Ontario, um eine klinische Professur für Psychiatrie an der Universität Ottawa anzutreten.⁴⁵ Obwohl Sterns wissenschaftliche Entwicklung gewissermaßen doppelt gebrochen wurde, zeigt der historische Blick auf seine kompensatorischen Fähigkeiten und persönliche Weiterentwicklung in der psychiatrischen Psychopathologie exemplarisch die Bedeutung einer umfassenden Ausbildung für das Ausfüllen von akademischen Nischen und entsprechend gelungene Kompromissbildungen eindrucksvoll auf.⁴⁶

Fallgeschichte 2: Heinz Lehmann

Der als Sohn eines jüdischen Arztes in Berlin geborene Heinz E. Lehmann (1911–1999) hatte sein Medizinstudium in Marburg und an den psychiatrischen Zentren von Freiburg und Wien absolviert, um 1935–1937 eine Assistentenzeit am Martin-Luther-Stift sowie am Jüdischen Krankenhaus von Berlin aufzunehmen.⁴⁷ 1937 gelang es ihm, nach Kanada einzureisen, wo er eine Anstellung als Stationsarzt im *Verdun Protestant Hospital* bekam. Es handelte sich um ein peripheres

grant, der besonders eindruckliche Warnungen hinsichtlich epistemischer Kompromissvollzüge aussprach: »Hütet Euch vor faulen Kompromissen!« (Zit. nach ebd., S. 9) Gleichwohl haben die Wissenschaftshistoriker Hanoach Gutfreund und Jürgen Renn anhand Einsteins autobiografischer Veröffentlichungen deutlich herausgearbeitet, dass die relativitätstheoretischen Schriften und Überzeugungen Einsteins sehr wohl im Sinne von Kompromissbildungen zwischen klassischer und relativitätstheoretischer Physik sowie zwischen theoretischer und experimentalpraktischer Physik zu sehen sind. Vgl. Hanoach Gutfreund und Jürgen Renn: Einstein über Einstein. Autobiographische und wissenschaftliche Reflexionen, Berlin: DeGruyter 2023, S. 53–63.

45 Siehe etwa: University Archives of the University of Ottawa, ON (Fonds 43 NB-3056, Karl Stern, Human Resources Files; Fonds 6 NB-9656.8).

46 Mitchell G. Ash: *Gestalt Psychology in German Culture, 1890–1967. Holism and the Quest for Objectivity*, Cambridge: Cambridge University Press 1995, S. 326–412.

47 John Oldham: »Heinz E. Lehmann, MD (1911–2000)«, in: *Archives of General Psychiatry* 58, 11 (2001), S. 1178.

Versorgungs Krankenhaus mit einem hohen Psychiatrieanteil, welches sich zu einer forschungsaktiven Klinik mit einem zentralen Platz in der öffentlichen Versorgungsstruktur der Quebecer Metropole entwickeln sollte.⁴⁸ Während der Kriegsjahre war Lehmann für die Versorgung von insgesamt 600 Patienten und Patientinnen verantwortlich, nur unterstützt von einer ausgebildeten Krankenschwester und einem *Hospital Attendant*. Nur um seine »Moral dabei aufrecht zu erhalten« habe er geschaut, ob ihm der eine oder andere wissenschaftliche Zufallsbefund gelänge.⁴⁹ Doch auch für Lehmann erschien der Schritt nach Nordamerika gewagt – wenn nicht gar als ein Kulturschock – da er nur mit Emil Kraepelins (1856–1926) und Eugen Bleulers (1857–1939) diagnostischen Lehrbüchern sowie mit Iwan Pavlovs (1849–1936) Untersuchungen zur klassischen Konditionierung und Sigmund Freuds (1856–1939) psychoanalytischen Schriften im Exil ankam.⁵⁰ Auch Freud selbst beschrieb eine dezidiert entwicklungspsychologische Position zu psychischen Funktionen als Ergebnis von Kompromissvollzügen. Der ambivalente Charakter von Kompromissbildungen zwischen bewussten und unbewussten Wünschen einerseits sowie den Gegebenheiten des Realitätsprinzips individueller und persönlicher Situation andererseits sei, so Freud, konstitutiv für die Entstehung kreativer, epistemischer und wissenschaftlicher Kompromisse: »Hier wie dort erkennen wir einen Widerstreit zweier Tendenzen, einer unbewußten, sonst verdrängten, die nach Befriedigung – Wunscherfüllung – strebt, und einer wahrscheinlich dem bewußten Ich angehörenden, ablehnenden und verdrängenden, und als Ergebnis dieses Konflikts eine Kompromißbildung, – den Traum, das Symptom, – in welcher beide Tendenzen einen unvollkommenen Ausdruck gefunden haben.«⁵¹

Zwei Jahre nach Kriegsende avancierte Lehmann zum klinischen Direktor des *Verdun Protestant Hospital*, was auch Ausdruck davon war, dass

48 William Feindel: »The Montreal Neurological Institute«, in: *Journal of Neurosurgery* 75, 8 (1991), S. 821–822.

49 J. Oldham: Lehmann, S. 1178,

50 Heinz E. Lehmann: »Before they called it Psychopharmacology«, in: Theodore L. Sourkes und C. Pinard (Hg.), *Building on a Proud Past. 50 Years of Psychiatry at McGill, Montreal PQ: McGill University* 1995, S. 1–41, hier S. 34.

51 Sigmund Freud: »Psychoanalyse und Libidotheorie Concepts«, in: A. Freud, E. Bibring und W. Hoffer (Hg.), *Sigmund Freud. Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. Band XIII*, Frankfurt a.M.: S. Fischer 1923, S. 211–233, hier S. 218.

er mit seinen wissenschaftlichen Interessen an der Pathophysiologie der Schocktherapien ganz auf der biologisch-pharmakologischen Linie des universitären Leiters der Psychiatrie, Cameron, lag.⁵² Letzterer setzte ihn strategisch als Vorsitzenden für Forschungsangelegenheiten des AMI ein, wodurch Lehmann eine beratende Aufgabe hinsichtlich der klinischen Ausrichtung des AMI übertragen bekam. Anders als bei Stern sind Lehmann somit die Unterstützungen des AMI zugutegekommen, wobei er das Vervollkommen der französischen Sprache in ein zusätzliches Kompromisspotenzial umwandeln konnte, da es ihm gelang, frühere deutsche wie neue franko- und anglophone Forschungsliteratur mit seinen Übersetzungen produktiv zu verbinden.⁵³ So hatte er kurz nach der Entwicklung des Psychopharmakons Chlorpromazin durch Jean Delay (1907–1987) und Pierre Deniker (1917–1998) in Frankreich, die Substanz unter englischsprachigen Neurowissenschaftlern Nordamerikas bekannt gemacht.⁵⁴

Die psychopharmakologische Forschungslandschaft der McGill Universität entwickelte sich gewinnbringend für Lehmann hinsichtlich der Therapie der schizophrenen Erkrankungsformen im Allgemeinen und zu einem wichtigen Sprungbrett für seine Tätigkeiten im *Comité de la Santé Mentale* Quebecs im Besonderen – epistemische »Mischungen« von Anschauungen, welche eine klare sinnvolle Richtung ergeben – wir nennen das eine Synthese.⁵⁵ Entscheidend für die biografischen Unterschiede zwischen Stern und Lehmann war ihre unterschiedliche Hinwendung zu den Entwicklungen in der technologisch geprägten

-
- 52 Heinz E. Lehmann: »Reflections on a Career in Psychiatry«, in: Canadian Psychiatric Association Bulletin 12, 1 (1980), S. 14–16.
 - 53 Zur theoretischen Rolle von Wahrheitsfindungsprozessen und nötigen Kompromissvollzügen in wissenschaftlichen Übersetzungen siehe im literaturwissenschaftlichen *Précis* des zwangsemigrierten deutsch-jüdischen Philosophen Walter Benjamin (1892–1940) »Die Aufgabe des Übersetzers« vgl. Walter Benjamin: »Die Aufgabe des Übersetzers«, in: Theodor W. Adorno, Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser (Hg.), Walter Benjamin. Gesammelte Schriften. Band IV/1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974, S. 9–21, hier S. 13–15.
 - 54 Edward Shorter: A Historical Dictionary of Psychiatry, Oxford: Oxford University Press 2005, S. 69; und Jack Pressman: Last Resort. Psychosurgery and the Limits of Medicine, Oxford: Oxford University Press 1998, S. 158–159.
 - 55 Heinz E. Lehmann: »New Drugs in Psychiatric Therapy«, in: Canadian Medical Association Journal 85, 11 (1961), S. 1145–1151; und M. Voigts: Kompromiß, S. 196.

amerikanischen Psychiatrie nach ihrer erzwungenen Emigration aus Deutschland.⁵⁶ So schilderte etwa der kanadische Psychiater Joel Paris, dass Lehmann »ein vorbildlicher ›direktiv-organischer‹ Psychiater [war und] ein Idealist, der beschloss, seine Karriere der Pflege schwer psychisch kranker Menschen zu widmen. [... Er] war ein Spätzünder, der erst im mittleren Alter begann, Forschungsergebnisse zu veröffentlichen. Indem er frühere Arbeiten aus Europa reproduzierte, die die Wirksamkeit von Antipsychotika und Antidepressiva zeigten, wurde er zu einem wahren Pionier«.⁵⁷

Es ist bemerkenswert, dass Lehmann und Stern ihre exzellenten Sprachkenntnisse in verschiedener Weise einsetzten: Stern suchte einen primären Bezug in der frankophonen *Medical Community* Quebecs und fand seine Anbindung in verstärktem Maße an psychoanalytisch geprägte Psychiater.⁵⁸ Nach Umsiedlung an die Universität von Ottawa wandelte er die dortige Psychiatrische Klinik in ein wichtiges Ausbildungszentrum mit psychopathologischem Schwerpunkt um. Lehmann seinerseits wurde zu einem entscheidenden Brückenbauer zwischen der aus Frankreich stammenden Psychopharmakologie, deren Impulse er maßgeblich in die nordamerikanische Psychiatrie eintrug.⁵⁹ Für beide Psychiater stellte ihre Kompromissbereitschaft wichtige Weichen für ihre spätere Karriereentwicklung und Integration in Kanada.

Fallgeschichte 3: Kurt Goldstein

Es gibt gute Gründe dafür, in Goldstein einen der Protagonisten der Holistischen Neurologie in der deutschsprachigen Nervenheilkunde zu sehen.⁶⁰ Er wurde 1878 in eine jüdische Familie in Schlesien geboren und zeigte früh Neigungen zur Philosophie und den Naturwissen-

56 Vgl. Hagner 2006: 541–63.

57 Joel Paris: *The Fall of an Icon. Psychoanalysis and Academic Psychiatry*, Toronto ON: University of Toronto Press 2005, S. 20.

58 Marc Levine: *The Reconquest of Montreal. Language Policy and Social Change in a Bilingual City*, Philadelphia PA: Temple University Press 1991, S. 7–66.

59 Desgrosseilliers, René: »L'histoire de la psychanalyse à Albert-Prévost«, in: *Revue de Psychoanalyse. Filigrane* 11, 1 (2001), S. 1–35, hier S. 5–6.

60 A. Harrington: *Science*, S. 259–297.

schaften.⁶¹ Während seines Studiums an der Breslauer Universität, wo Goldstein 1903 promovierte, lernte er nicht nur vorherrschende neurologisch-reduktionistische Theorien kennen, sondern entwickelte auch eine Abneigung gegen die paternalistischen Forschungsansätze seiner Zeit.⁶² Er begann, die Annahmen des wissenschaftlichen Positivismus in Frage zu stellen, und gelangte zu einem nicht-psychoanalytischen Verständnis holistischer Konzepte des Organismus.⁶³ Goldstein sollte schließlich eine eigene neurologische Interpretation zeitgenössischer Gestaltprinzipien aus der Psychologie heraus entwickeln, einen Ansatz den er von seinem Breslauer Mentor, dem Aphasieforscher Carl Wernicke (1848–1905), übernommen hat.⁶⁴ Ziel dieses Ansatzes war es, »die Symptome der Patienten psychologisch zu verstehen und diese Erkenntnisse mit dem Befund des Gehirns zu verbinden«.⁶⁵

Natürlich entwickelte Goldstein seinen Ansatz nicht ohne Rückgriff auf intellektuelle Vorläufer. Besonders beeinflusste ihn der britische Neurologe John Hughlings Jackson (1835–1911) durch sein Konzept einer Kompensation lokaler Funktionsverluste hinsichtlich der neurologischen Regeneration umliegender Hirnareale.⁶⁶ Goldstein leitete ab 1916 das Frankfurter Institut zur Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen und entwickelte mit dem befreundeten Gestaltpsychologen Adhémar Gelb (1887–1936) komplexe klinische Rehabilitationsprogramme für hirngeschädigte Kriegsveteranen. Goldsteins Mitarbeitergruppe – zu der auch der Psychoanalytiker Karl Landauer (1887–1945), der Psychotherapeut Siegmund H. Fuchs (1898–1976), der

-
- 61 Gerhard Danzer: Vom Konkreten zum Abstrakten. Leben und Werk Kurt Goldsteins (1878–1965), Frankfurt a.M.: VAS Verlag 2005, S. 15–70.
 - 62 Kurt Goldstein: »Notes on the Development of my Concepts«, in: Aron Gurwitsch, Else M. Goldstein Haudek und William E. Haudek (Hg.), *Selected Papers/ Ausgewählte Schriften*, Den Haag NL: Martin Nijhoff 1967, S. 1–12.
 - 63 Thomas Hardy Leahey: *A History of Psychology. From Antiquity to Modernity* (7th ed), London: Routledge 2012, S. 417–452.
 - 64 Gerald Goldstein: »Contributions of Kurt Goldstein to Neuropsychology«, in: *Clinical Neuropsychologist* 4, 1 (1990), S. 3–17.
 - 65 K. Goldstein: *Notes*, S. 5 (Übersetzung des Autors).
 - 66 Kurt Goldstein: *Der Aufbau des Organismus. Einführung in die Biologie unter besonderer Berücksichtigung der Erfahrungen am kranken Menschen*, Den Haag NL: Martin Nijhoff 1934, S. 16.

Neurologe Walther Riese (1890–1976), die Ärztin Frieda Fromm-Reichmann (1889–1957), der Philosoph Erich Fromm (1900–1980) und der Neurophysiologe Albrecht Bethe (1872–1954) gehörten – zeichnete sich durch eine besondere interdisziplinäre Zusammensetzung aus.⁶⁷

Einem Arbeitsbericht Goldsteins zufolge, konnten 63 Prozent der Patienten ihre vorherigen Berufe wiederaufnehmen, 17 Prozent hatten eine neue Arbeit begonnen, 10 Prozent waren arbeitslos und nur 10 Prozent blieben dauerhaft hospitalisiert.⁶⁸ Die Experimente, die er zusammen mit Gelb und Riese durchführte, ließen jedoch auch Zweifel an den biologischen Reintegrationsprozessen im menschlichen Nervensystem aufkommen. Dies zeigte ihr berühmtester Fall, der 24-jährige Patient Schneider, der durch einen Minensplitter im Bereich des Hinterhauptslappens verletzt wurde. Ähnlich wie bei anderen ihrer Patienten erkannten Goldstein und Gelb, dass weitere Hirnareale Funktionen des beschädigten visuellen Kortex – wenngleich unvollständig – übernommen haben mussten.⁶⁹ Ihre Beobachtungen führten zu dem Befund, Körperbewegungen ebenfalls als physiologische Kompensationsmechanismen von kognitiven Funktionsverlusten zu sehen. Überzeugt von den Grundannahmen der Gestaltpsychologie entwickelten sie eine Theorie, wonach das adaptive Verhalten von solchen »Katastrophenreaktionen« durch anatomische Umstrukturierungen kompensiert werden konnte.⁷⁰ Goldstein war überzeugt, dass man die Struktur-Funktions-Beziehung, die die damalige neurologische Theorie beschäftigte, noch genauer erforschen müsse.⁷¹ Für die neuropsychiatrische Therapie stellte dieser Ansatz eine enorme Herausforderung dar, da er große Ressourcen und ausgebildetes Forschungspersonal wie

67 Ute Noppeney und Claus W. Wallesch: »Language and Cognition. Kurt Goldstein's Theory of Semantics«, in: *Brain and Cognition* 44, 3 (2000), S. 367–370.

68 K. Goldstein: *Organismus*, S. 34–43.

69 Michael Laier: »Kurt Goldstein. Zur Erinnerung an einen vergessenen Neurologen«, in: Juliane C. Wilmanns (Hg.), *Medizin in Frankfurt a.M.. Ein Symposium zum 65. Geburtstag von Gert Preiser*, Hildesheim: Georg Olms 1994, S. 176–186, hier S. 176.

70 Viola Balz: *Zwischen Wirkung und Erfahrung. Eine Geschichte der Psychopharmaka. Neuroleptika in der Bundesrepublik, 1950–1980*, Bielefeld: Mentis 2010, S. 347.

71 Hagner 2006: 541–42.

rehabilitationsmedizinisch geschulte Fachkräfte erforderte, was nicht einmal an Universitätsstandorten gegeben war.

Ein »missverständener« holistischer Neurologe

1930 hatte Goldstein die Leitung der Neurologischen Klinik am Moabiters Krankenhaus in Berlin übernommen. Seiner Vision vom Aufbau einer holistischen Klinik wurde jedoch wenige Jahre später durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten ein Ende gesetzt. Am 1. April 1933 wurde Goldstein festgenommen und im SA-Gefängnis General-Pape-Straße misshandelt, bis seine ehemalige Studentin Eva Rothmann (1897–1960) seine Freilassung bei den Behörden erwirkte konnte, doch nur unter der Bedingung, dass Goldstein Deutschland für immer verlassen würde. 1933 erhielt er mit Unterstützung der Rockefeller Stiftung für ein Jahr eine Stelle an der Universität Amsterdam, wo er sein Hauptwerk *Der Aufbau des Organismus* verfasste, bevor er in die USA emigrierte.⁷² Bis in die 1950er Jahre hatte er in Boston und New York verschiedene akademische Positionen inne, durch die er die Gestaltpsychologie mit experimentellen Prinzipien und psychoanalytische Theorien mit neurologischer Forschung zu verbinden suchte. Auch wenn die in die USA emigrierten Forscher und Forscherinnen weit über die Universitäten des Landes verteilt waren, mühten sich die an der Ostküste gestrandeten Vertreter der holistischen Neurologie, ein Mindestmaß an intellektuellem Austausch aufrechtzuerhalten. Nicht zuletzt seine medizinthoretischen *William James Lectures (Human Nature in the Light of Psychopathology, 1937/38)* an der Harvard University führten dazu, dass Goldstein 1940 an die Tufts Medical School in Boston berufen wurde, wo er bis zu seiner Pensionierung 1945 als Professor für theoretische Neurologie tätig blieb. Doch erst aus historischer Perspektive auf die unterschiedlichen philosophischen und psychologischen Spuren lässt sich erkennen, welche medizinischen Kompromisse nötig waren, Goldsteins holistische Perspektive in die klinische Medizin zu integrieren, ohne dass sie sich langfristig in der Neurologie, besonders in der empirisch orientierten klinisch-neurologischen Forschung in den Vereinigten Staaten, verfestigen konnte. Dabei sprach er selbst davon, dass ein »Kompromiss [...] zu neuen fruchtbaren Aufgaben führt, [was] eine

72 K. Goldstein: *Organismus*, S. 15–16.

gewisse Verstehensbasis voraus[setzt]. Eine solche ist bisher zwischen meinen Kritikern und mir nur in unvollkommener Weise vorhanden.«⁷³ Angesichts der gewaltigen Aufgabe, die neurologischen Folgen der Weltkriege zu bewältigen, veränderten sich die traditionellen Sichtweisen der neurologischen Aphasie- und Rehabilitationsforschung, die Behandlung von Angstzuständen nach schweren neurologischen Schäden oder die Wiederherstellung der sensomotorischen Koordinationsketten bei Patienten aber nur langsam fort.⁷⁴

Abschließend soll noch erörtert werden, ob das Verhältnis der holistischen Neurologie zur Gestaltpsychologie im deutschen Sprachraum mehr als nur ein eigentümliches Zeitgeistphänomen war. Goldstein verband jedenfalls in seiner Arbeit medizinische Forschung stets mit Philosophie und Psychiatrie und versuchte durch die Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen, die das in Frankfurt betriebene Programm der Frührehabilitation verfolgten, den Patienten eine vollständige Wiedereingliederung in die Gesellschaft zu ermöglichen.⁷⁵ Der daraus hervorgegangene Ansatz aus experimenteller Physiologie, klinischer Psychologie und Frührehabilitation konnte aber trotz aller Kompromissbemühungen nur in einem bestimmten Kulturmilieu gedeihen. Die Vertreibung der Mitglieder aus Goldsteins Forschungsgruppe während der Nazizeit zerstörte dieses Potenzial in Deutschland; und in den USA wurde dieser Ansatz fast nur im Bereich der Rehabilitationsforschung rezipiert, wodurch etwa die Psychologen Gordon Allport (1897–1967), Gardner Murphy (1895–1979), Abraham Maslow (1908–1970) und Carl Rogers (1902–1987) zu Goldsteins engeren wissenschaftlichen Kollegen und Freunden zählten.⁷⁶ Die neurologische

73 Kurt Goldstein: »Kritisches und Tatsächliches zu einigen Grundfragen der Psychopathologie, im Besonderen zum Aphasieproblem«, in: Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie 34, 1 (1934), S. 69–93, hier S. 69, Hervorhebung des Autors.

74 Volker Roelcke: »Electrified Nerves, Degenerated Bodies. Medical Discourses in Neurasthenia in Germany; ca. 1880–1914«, in: Marijke Gijswijt-Hofstra und Roy Porter (Hg.), *Cultures of Neurasthenia. From Beard to the First World War*, Amsterdam: Elsevier (2001), S. 177–197.

75 M. Laier: Goldstein, S. 178.

76 Hans L. Teuber: »Kurt Goldstein's Role in the Development of Neuropsychology«, in: *Neuropsychologia* 4, 3 (1966), S. 299–310, hier S. 299.

Forschung der Zwischenkriegszeit mit dem Ziel einer Patientenwiedereingliederung in ihre Lebenswelt verweist damit auf den tiefen Riss, den die Emigration für die holistische Neurologie und humanistische Psychiatrie insgesamt dargestellt hat. Dies glich eher einer wissenschaftlichen Ablehnung in der amerikanischen Forschungslandschaft, denn einem faulen Kompromiss, weil die Zwangsemigranten ihre tiefen persönlichen und wissenschaftlichen Überzeugungen auch im Exil nie aufgegeben haben, wie Goldstein in einem späteren Interview mit der Bremer Journalistin Irmgard Bach (geb. 1919) besonders in Hinblick auf die klinisch-rehabilitative Dimension der holistischen Neurologie für seine Patientinnen und Patienten sowie Studentinnen und Studenten eingeräumt hat.⁷⁷ Der klinische Neurologe Goldstein hinterließ in seiner neuen Heimat kaum Spuren, auch weil er sich in den Vereinigten Staaten als reduktionistischer Neurologe neu erfinden musste, um Zugang zu einer abweichend-strukturierten medizinischen Fachwelt zu gewinnen.⁷⁸

Diskussion

Um abschließend auf den Gesamtkontext der historischen Fallbeispiele zwangsemigrierter Neurologen und Psychiater für interdisziplinäres Arbeiten in den Neurowissenschaften zu reflektieren, lässt sich zeigen, dass der kulturelle Kontext wissenschaftlichen wie professionellen Arbeitens für die Zwangsemigranten ihre Ausrichtung auf theoretische Fragestellungen verändert und im Aufeinandertreffen divergierender Praktiken abweichende Forschungsansätze erzeugt hat. Dies stellt den produktiven epistemischen Charakter des Kompromisses in den Wissenschaften heraus, wobei die einzelnen Aushandlungsschritte häufig unbewusst im sozialen Miteinander und den jeweiligen Kommunikationsprozessen zum Ausdruck kommen. Dies hat schon der Soziologe Georg Simmel (1858–1918) in seinen frühen theoretischen Erörterungen über die Rudimentärformen von sozialen Konflikten nachhaltig herausgestellt, welche »unser Leben im grossen wie im kleinen durchziehen,

77 Irmgard Bach: »Interview der Journalistin Irmgard Bach mit Kurt Goldstein, Mai 1958«, in: Radio Bremen. Auszug des Geistes. Bericht über eine Sendereihe, Bremen: B. C. Heye 1962, S. 93–101, hier S. 66–67.

78 A. Harrington: Science, S. XVI.

[wobei wir] derartig angepasst [sind, dass wir] uns durch Kompromisse und Teilung unserer Leistungen so instinktiv mit ihnen ab[finden], dass sie uns in den meisten Fällen überhaupt nicht als Konflikte zum Bewusstsein kommen«. ⁷⁹

So tragisch das Kapitel der wissenschaftlichen Zwangsemigration oft war, so instruktiv bleibt die Gesamtentwicklung für die Frage nach dem Verhältnis interdisziplinären Arbeitens eingebettet in die kulturellen Lebenswelten der forschenden Ärztinnen und Ärzte selbst, für die pragmatische Schritte der Einbindung, Transformation und Entwicklung von Wissenschaftsbeständen auch jenseits kultureller Differenzen nötig geworden sind. ⁸⁰ Nimmt man die in den historischen Fallbeispielen skizzierte Dimension der Zwangsemigration in den Fokus, so erlaubt eine Verbindung mit den allgemeinen Arbeiten aus der historischen Migrationsforschung zugleich einige systematische Ausblicke, wonach

»die Transformation eines Interessenkonflikts in einen offenen Dissens über Werte oder Tatsachen oder beides in der Regel tendenziell konfliktverschärfend [wirkt. ...] unter bestimmten institutionellen Bedingungen [kann] eine solche Transformation eines Interessenkonflikts in einen Dissens über Tatsachen oder Normen auch Bestandteil einer konfliktlösenden Strategie werden.« ⁸¹

Aus dem Aufeinandertreffen divergierender Praktiken konnten zugleich abweichende Forschungsansätze und Überzeugungen professionellen Arbeitens hervorgehen, was sich etwa in der Abkehr von der Neuropathologie bei Karl Stern und seiner Hinwendung zur klinischen

79 Georg Simmel: *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig: Duncker & Humblot 1908, S. 178.

80 Für das Beispiel einer zwangsemigrierten Ärztin, siehe die gravierenden Gender-Aspekte von Flucht und Neuanfang in den Tagebuchaufzeichnungen 1933–1945 der Psychiaterin Hertha Nathorff (1895–1993), vgl. Hertha Nathorff: *Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933–1945* (2. Auflage), Frankfurt a.M.: Fischer; Larry Laudan: *Progress and Its Problems. Towards a Theory of Scientific Growth*, Berkeley CA: University of California Press 1977, S. 26–27.

81 Ulrich Willems: *Wertkonflikte als Herausforderung der Demokratie*, Wiesbaden: Springer VS 2016, S. 14.

Psychopathologie oder der Veränderung des Programms der »holistischen Neurologie« hin zur experimentellen Psychologie seines Lehrers Goldstein deutlich nachvollziehen lässt. Solche Kompromissvollzüge stehen im Einklang mit Untersuchungen zu den Realitätsbedingungen der theoretischen Metaphysik und den bestehenden Kontexten von schulischen wie universitären Lernsituationen im Schrifttum der modernen Wissenschaftssoziologie.⁸²

In Ansehung der wissenschaftlichen Biografie Sterns wird außerdem deutlich, welche Nischen die Emigranten durch Anpassung ihrer Möglichkeiten als medizinisch-klinische Experten ausfüllen und wie sie vielfältigen äußeren Anforderungen gerecht werden konnten. Neurowissenschaftliche Emigranten führten häufig ein Nischendasein in ihrem akademischen Teilgebiet, wobei die Fortführung ihrer Arbeitsprojekte oft um den Preis einer Zurückstellung ihrer breit gefächerten theoretischen Ansprüche geschah.⁸³ Dies führte bei Stern etwa zu seiner Abkehr von den bei Spielmeyer erlernten neurohistologischen Fertigkeiten, wie auch von der Goldstein'schen holistischen Neurologie, in deren Umfeld er ebenfalls ausgebildet war.⁸⁴ Auch diese Abkehr kann selbst als eine persönliche, wissenschaftliche und zeitökonomische Kompromissfindung verstanden werden, die ihm wenigstens eine teilweise Aufrechterhaltung humanistischer Zugänge zu psychisch kranken Patienten und Patientinnen erlaubten.⁸⁵ Eine gewisse Ausnahme bildete Lehmann, der zum »richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort« war und durch seine breite Grundausbildung im Arbeitsumfeld des Exils schöpfen und produktive Kompromisse in der hochtechnisierten Neurologie und Psychopharmakologie eingehen konnte, was von seinen nordamerikanischen *peers* als potenzielle Ergänzung und nützliche Kompromissbildung wahrgenommen worden ist.

Der Blick auf dieses Fallbeispiel macht deutlich, unter welchen institutionellen Hilfestellungen und Kompromissen im Kontext des

82 Barry Barnes: »On the Conventional Character of Knowledge and Cognition«, in: *The Philosophy of Social Science* 11, 3 (1981), S. 303–333, hier S. 307; und David Bloor: *Knowledge and Social Imagery* (2. Auflage), Chicago IL: University of Chicago Press 1991, S. 124.

83 Jonathann Harwood: *Styles of Scientific Thought. The German Genetics Community, 1900–1933*, Chicago IL: University of Chicago Press 1993, S. 138–180.

84 M. M. Weber: *Forschungsanstalt*, S. 11–33.

85 G. Danzer: *Konkreten*, S. 15–45.

Exils eine Einpassung persönlicher theoretisch-praktischer Interessen in neue erkenntnistheoretische Standpunkte doch möglich blieb.⁸⁶ Im Gegensatz zu Stern ist es Lehmann in wissenschaftlicher Hinsicht nämlich geglückt, auf seinen Vorerfahrungen, die er noch in der deutschen Forschungslandschaft gewonnen hatte, aufzubauen und diese kontextabhängig in ein erfolgreiches psychopharmakologisches Programm zu überführen. Im Falle Lehmanns stellt sich somit noch stärker die Frage, ob dieser nordamerikanische Erfolg in der bestehenden Forschungslandschaft in Deutschland überhaupt möglich gewesen wäre, da er in Montreal diejenige Nischenposition ausfüllen konnte, die retrospektiv gesehen für die Verbindung der frankophonen und anglophonen Forschungskulturen notwendig war. Für Stern hingegen wuchs sich der Verlust seiner physischen Anbindung an die DFA in München und Goldsteins Arbeitsprogramm in Frankfurt als negativ aus, da dieses in seiner wissenschaftlichen Einzigartigkeit kaum an einem anderen Ort – und nicht einmal am New Yorker Montefiore Krankenhaus, wohin sein Mentor emigriert war – fortgeführt werden konnte. Kurz vor seinem Pensionsalter stehend, musste sich Goldstein mit vielen Neuanfangsmühen auseinandersetzen, um ein drittes Mal in seiner facettenreichen Karriere wieder ein vollständiges Forschungsprogramm ins Leben zu rufen.⁸⁷ Demgegenüber zeigt das Fallbeispiel Sterns diejenigen Ambivalenzen auf, welche das Eigenleben der nordamerikanischen Hirnforschungsinstitutionen und ihrer Forschungsprojekte widerspiegelte, beziehungsweise welche Nischen die Emigranten durch Anpassung ihrer Expertisen überhaupt noch besetzen konnten. In dieser Hinsicht kann ein neuer Blick auf den historischen Prozess der Zwangsemigration innovative und folgerichtige Einsichten in die Kompromissvollzüge aufzeigen, denen *traveling knowledge*, klinische Praktiken wie neurowissenschaftliche Theorien häufig unterliegen.⁸⁸

86 Siehe auch Jürgen Habermas: Erkenntnis und Interesse, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1968, S. 94–95.

87 Marianne Simmel: »Kurt Goldstein, 1878–1965«, in: ders. (Hg.): The Reach of Mind. Essays in Memory of Kurt Goldstein, New York: Springer 1968, S. 2–11, hier S. 9–11.

88 Mitchell C. Ash: »Von Vielschichtigkeiten und Verschränkungen. Kulturen der Wissenschaft – Wissenschaften in der Kultur?«, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 30, 2 (2007), S. 91–105.

Von einem überstarken Fokus auf individuelle Biografien der zwangsemigrierten Neurowissenschaftlerinnen und Neurowissenschaftler und ihre forschungspraktischen Akkulturationsprozesse ist insofern Abstand zu nehmen, um den Blick vielmehr auf die selektive Adaptation und Kompromissbildung in der klinischen und laborwissenschaftlichen Arbeit als Folge von Rezeptionstraditionen richten zu können.⁸⁹ Die historischen Fallbeispiele zeigen hingegen auf, wie der kulturelle Kontext wissenschaftlichen und professionellen Arbeitens die Ausrichtung theoretischer Fragestellungen bei zwangsemigrierten deutschsprachigen Neurowissenschaftlern und Neurowissenschaftlerinnen mit verändert und stark abweichende Forschungsansätze erzeugt hat. Dies lässt sich seinerseits als Prozess erlebter Diversität, epistemischer Hybridität und transnationaler kultureller Austauschprozesse verstehen, wie dies rezente Kultur- und Hybridtheorien der kulturellen Globalisierung parallel herausgearbeitet haben.⁹⁰ Anhand der historischen Fallbeispiele sind hier die persönlichen Entwicklungen, die institutionellen Unterstützungsformen wie auch die Zwänge wissenschaftlicher Entfaltungsmöglichkeiten näher beleuchtet worden. Dadurch wurden Einblicke in den Zwangsemigrationsprozess wie auch neue Einsichten in die Erzeugung (und Verhinderung) interdisziplinärer Arbeitsbeziehungen in den modernen Neurowissenschaften gegeben. Die hier gewonnenen historischen Einsichten erlauben auch eine Positionsbestimmung hinsichtlich der derzeitigen Haltungen und Herausforderungen, welche die internationalen Formen von Zwangsemigration aufgrund politischer, rassistischer und kriegerischer Konfliktlagen in den Wissenschaften auch heute mit sich bringen.⁹¹

89 Frank Thislethwaite: »Europäische Überseewanderung im 19. und 20. Jahrhundert«, in: Wolfgang Köllmann und Peter Marschalck (Hg.), *Bevölkerungsgeschichte*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1972, S. 323–355.

90 Marwan M. Kraidy: »Hybridity in Cultural Globalization«, in: *Communication Theory* 12, 3 (2002), S. 316–339, hier S. 330–332.

91 Daniel Boffey: »Oxford Again Offers Safe Haven to Endangered Academics«, in: *The Guardian* vom 11.10.2015, S. 1.

Kompromiss in der Wissenschaft als Übersetzung

Alenka Ambrož

Anhand von Fallstudien zur erzwungenen Emigration deutscher Neurologen und Psychiater in den 1930er Jahren untersucht Frank Stahnisch in seinem Essay eingehend persönliche, politische und wissenschaftliche Kompromisse und die Art und Weise, wie ihre Verflechtung zu wissenschaftlichen Paradigmenwechseln, insbesondere im Bereich der biomedizinischen Forschung, führen kann. Die Biografien von Karl Stern, Heinz Lehman und Kurt Goldstein geben Aufschluss darüber, wie veränderte soziokulturelle und sprachliche Umgebungen unsere Kompromissfähigkeit herausfordern und fördern können. Aus diesen Überlegungen ergeben sich mehrere Fragen. Angesichts der massiven Zwangsmigrationen, die wir heute erleben, sind wir gehalten, die Spannung zwischen den Wörtern »erzwungen« und »Kompromiss«, die im selben Satz verwendet werden, zu hinterfragen. Handelt es sich bei Entscheidungen, die nach einer erzwungenen Situation getroffen werden, im Allgemeinen um Kompromisse oder sind dies Zugeständnisse? Wenn wir die persönlichen Kompromisse der Wissenschaftler betrachten, die in dem Essay diskutiert werden, fragen wir uns vielleicht auch, wie man einen Kompromiss von Fällen kultureller Vermittlung oder manchmal auch bloßer Anpassung unterscheiden kann. Schließlich ist die Frage, die ich besonders interessant finde, die nach dem epistemischen Wert von Kompromissen in der Wissenschaft. Auf diese letztgenannte Dimension der Kompromissreflexion, die der Beitrag am Beispiel der biomedizinischen Forschung untersucht, werde ich mich in meiner Antwort konzentrieren.

Ich werde argumentieren, dass Flecks Arbeit, auf die sich Frank Stahnisch stützt, Material für die Konzeptualisierung zweier Arten wissenschaftlicher Kompromisse liefert, eines »produktiven« und eines »faulen«. Wenn wir in unserer politischen Existenz Kompromisse als

pragmatisch, rational, fair oder faul einstufen können, wie Margalit¹ vorschlägt, würde es unpassend anmuten, diese Kategorien eins-zu-eins auf den Bereich der Wissenschaft anzuwenden. Wissenschaftliche Entdeckungen können Implikationen haben, die sich auf unsere moralische Existenz auswirken und uns dazu bringen, politische Kompromisse einzugehen, aber das sind als solche keine wissenschaftlichen Kompromisse. Nehmen wir beispielsweise Oppenheimers Kompromiss, den Margalit als »ein faustisches Geschäft« bezeichnete: »According to Freeman Dyson, the deal was this: an atomic bomb in exchange for the chance to do physics on a grand scale, or, more to the point, Oppenheimer's being in charge of doing physics on a grand scale. Whatever the real details of Oppenheimer's Faustian pact are, the political implication of the atomic bomb is as obvious as its mushroom cloud.«² In der Tat, an der Entwicklung einer Atombombe mitzuwirken und dafür die Chance zu bekommen, im großen Stil Physik betreiben zu können, ist ein Beispiel für einen persönlichen Kompromiss mit politischen Konsequenzen, kein wissenschaftlicher Kompromiss.

Können wir mit der Wissenschaft Kompromisse eingehen?

Im Bereich der Weiterentwicklung wissenschaftlicher Erkenntnisse geht man keine Kompromisse auf der Ebene ihrer moralischen Handlungsfähigkeit ein, sondern auf der Ebene ihrer Erkenntnisprozesse. Tatsächlich bestätigen neuere neurowissenschaftliche Forschungen, dass unser Gehirn beim Zusammenfügen von Informationshäppchen ständig Kompromisse eingeht und die Teile ausschließt, die zu Inkohärenzen führen können.³ Was die Sache noch komplizierter macht, ist, wie Stahnischs Aufsatz andeutet, dass diese Prozesse in bestimmte Sprachstrukturen und soziokulturelle Wissenskonstruktionen verstrickt sind. Letztere gehören zu den Faktoren, die dazu führen, dass die wissenschaftliche Sprache unübersichtlich und nicht völlig transparent, in einigen Aspekten also mit einer natürlichen Sprache

1 Avishai Margalit: On compromise and rotten compromises, Princeton: Princeton University Press 2009.

2 Ebd., S. 2.

3 <https://www.sciencedaily.com/releases/2003/03/030306075932.htm> vom 11.03.2003.

vergleichbar ist. Das dürfte insbesondere auf die Medizin zutreffen, da hier die Individualität eine große Rolle spielt, wie Flecks Zitat zu Beginn von Stahnischs Aufsatz andeutet. Dies macht sie auch zu einem besonders bedeutsamen Beispiel für eine Reflexion über Kompromisse.

Nach Flecks Theorie kann Kognition *an sich* als sozialer Verhandlungsprozess und folglich auch als Kompromissprozess verstanden werden. So hilfreich diese angeborene Kompromissfähigkeit auch sein mag, sie kann auch die Entwicklung der Wissenschaft behindern und zu »epistemischen Abweichungen« führen. Eine dieser Abweichungen ist das, was Fleck die psychologische Persistenztendenz nennt. Es ist eine Tendenz, die wir alle teilen, um Widersprüchen zu unserem eigenen Denksystem zu widerstehen, sie abzulehnen oder zu verbergen, was letztlich zu Fehlern führt, die verschiedene Bereiche menschlicher Aktivität betreffen, von der Wissenschaft bis zur Politik.

Flecks Arbeit zufolge ist die natürliche Tendenz unseres Gehirns zum Kompromiss also nicht immer förderlich für den Fortschritt der Wissenschaft. Es scheint daher, dass wir lernen müssen, mit unserer eigenen angeborenen Fähigkeit zum Kompromiss Kompromisse einzugehen, um reduktive Kompromisse zu vermeiden. Die Konfrontierung mit neuen Denkstilen und Denkkollektiven, wie es bei den von Stahnisch untersuchten Psychiatern und Neurologen der Fall war, ist in diesem Prozess zweifellos von Vorteil. Der Fall von Kurt Goldstein und seinem ganzheitlichen Ansatz zum menschlichen Organismus, bei dem er *Gestalt*-Prinzipien aus der Psychologie mit den neurologischen Erkenntnissen über das Gehirn kombiniert, ist vielleicht das aussagekräftigste Beispiel für einen »produktiven« Kompromiss zwischen verschiedenen Denkstilen. Ganz im Einklang mit der *Gestalt*-Theorie selbst ist das von ihm entwickelte Modell des interdisziplinären Ansatzes ein Beispiel für einen Kompromiss, der zu einem neuen Ganzen führt, das die Summe seiner Teile übersteigt. Ein produktiver wissenschaftlicher Kompromiss könnte daher vorläufig als eine Situation verstanden werden, in der wissenschaftliche Prinzipien oder Praktiken angepasst oder modifiziert werden, um einen Mittelweg oder eine Einigung zwischen unterschiedlichen Denkstilen und Denkkollektiven zu erreichen und dabei die Summe der letzteren zu überschreiten.

Kompromiss als eine Form der Übersetzung zwischen verschiedenen »Denkstilen«

Mit seiner Untersuchung des Kompromisses in der Wissenschaft stellt Stahnischs Aufsatz die positivistische Sichtweise der Wissenschaft als reibungslose und stetige Ansammlung von Wissen in Frage und greift dabei auf die Arbeiten des bereits erwähnten polnischen Arztes, Biologen und Wissenschaftstheoretikers Ludwik Fleck zurück. Fleck führt soziokulturelle Bedingtheit und Sprachgebrauch als Elemente der wissenschaftlichen Produktion ein, die zu dem führen, was er *Denkstil* und *Denkkollektiv* nennt. Wenn Wahrheit ein unerreichbares Ideal in der wissenschaftlichen Forschung ist, liegt das auch daran, dass Forscher in Denkkollektiven gefangen sind, die unausweichlich von der Umgebung und der Epoche, der sie angehören, beeinflusst werden. Denkstile, wie Fleck sie versteht, haben viele Ähnlichkeiten mit natürlichen Sprachen, und eine Philosophie des Kompromisses, die aus einer Verhandlung zwischen verschiedenen Denkstilen resultiert, weist Ähnlichkeiten mit Verfahren auf, die wir aus Übersetzungsprozessen kennen. Folgt man etwa Walter Benjamins Verständnis von Übersetzung (nach seinem berühmten Text »Die Aufgabe des Übersetzers«⁴) streben verschiedene natürliche Sprachen unter ihren jeweiligen soziohistorischen Bedingungen alle nach einer »reinen Sprache«, die strukturell der wissenschaftlichen Wahrheit als operativem Ideal entspricht. Es könnte helfen, einige der bekannten Argumente dieses wegweisenden Textes aufzugreifen. Denn sie ermöglichen es uns, Parallelen zwischen einer Kompromisstheorie, wie sie sich aus Stahnischs Interpretation von Flecks Analyse der Denkstile ergibt, und einer Übersetzungstheorie zu ziehen.

Nach Benjamin ist Übersetzbarkeit an die Verwandtschaft der Sprachen geknüpft. Diese Verwandtschaft unterscheidet sich von der bloßen Ähnlichkeit zwischen Sprachen. »In Wahrheit aber«, schreibt Benjamin, »bezeugt sich die Verwandtschaft der Sprachen in einer Übersetzung weit tiefer und bestimmter als in der oberflächlichen und undefinierbaren Ähnlichkeit zweier Dichtungen.«⁵ Dies ist keine vage Behauptung,

4 Walter Benjamin: »Die Aufgabe des Übersetzers«, in: Tillman Rexroth (Hg.), *Gesammelte Schriften*. Band IV/1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991b, S. 9–21.

5 Ebd., S. 12.

dass alle Sprachen im Grunde gleich seine und dass die Übersetzung eine Erinnerung an diese Ähnlichkeit ist. Im Gegenteil, Verwandtschaft kann auch anders als durch Ähnlichkeit erklärt werden und verwischt in keiner Weise die historischen, sozialen und kulturellen Besonderheiten der Sprachen. Um eine Übersetzung einzuführen, die die Besonderheiten der Sprachen hörbar macht und die die Sprache misst, die ihrem Fremden vertraut ist, erinnert Benjamin an die drei Übersetzungsarten, die Goethe im *West-östlichen Divan* vorgeschlagen hat: die prosaische Übersetzung, die darauf abzielt, den Fremden bekannt zu machen, die Intentionen des Originals wiederherzustellen, dies aber entsprechend den Besonderheiten der Sprache, in die man übersetzt (ein Beispiel wäre Luthers Bibel); die parodistische Übersetzung (wie Goethe die französische Übersetzung charakterisiert), die darauf abzielt, ein zweites Original zu schaffen und die weder den Geist noch den Buchstaben des Textes beibehält, sondern lediglich den Text in einer anderen Sprache wiedergeben will; und eine dritte, die darauf bedacht ist, alle Rhythmen, alle Besonderheiten der Ausgangssprache selbst auf die Gefahr hin beizubehalten, dass sie den Geist der Zielsprache verliert: Sie verlässt sich auf das Sagen selbst, auf die Besonderheit der Sprache, auf das, was dem Werk eigen ist. Während die ersten beiden auf den Willen zum Sagen bauen, auf das, was das Original sagen will und wie man es bewahrt, besteht die Herausforderung der dritten nicht darin, wiederherzustellen, sondern zu wiederholen, noch einmal anders zu sagen. Die Verwandtschaft der Sprachen, die diese dritte Art der Übersetzung offenbart, ist also keine Ähnlichkeit. Im Gegenteil, die Übersetzung lässt uns spüren, wie unterschiedlich Sprachen sind, wie tief historisch sie sind, wie tief sie mit einem sozialen und kulturellen Kontext verbunden sind. Was ist Verwandtschaft, wenn sie weder historisch noch kulturell noch auf Ähnlichkeit beruht? Laut Benjamin besteht sie in ihrem gemeinsamen Ziel, dass in jeder von ihnen dasselbe angestrebt wird: eine reine Sprache.

Eine Sprache des Verstehens

Inspiziert vom jüdischen Messianismus interpretiert Benjamin die Verwandtschaft zwischen den Sprachen im Hinblick auf ihre Bindung an die reine Sprache der vorbabylonischen Zeit. Die reine Sprache ist eine Sprache vor der Trennung, eine Sprache, die Dinge benennt, ohne die Stufe einer historischen Sprache zu durchlaufen; es ist eine Sprache,

in der der Name und das Ding füreinander völlig transparent sind, in der der Name sogar mit dem Ding verschmilzt. Auf diese Weise ist es auch eine Sprache, die eine gemeinsame Realität ausdrückt, eine Sprache des Verstehens. Auf dieses Ziel bezieht sich Benjamin mit dem Titel des Textes: Die Aufgabe des Übersetzers besteht nicht darin, die Bedeutung eines Textes zu kommunizieren, sondern durch jede Übersetzung ein implizites Zeichen in Richtung der reinen Sprache zu setzen. Es stellt sich dann die Frage, wie die reine Sprache in der Übersetzung erscheint. Benjamin behauptet, dass dieses Erscheinen keine Offenbarung ist. Der Übersetzer kann die reine Sprache nicht offenbaren, gerade weil er ein Übersetzer nach Babel ist, der von den historischen Entwicklungsbedingungen bestimmter Sprachen abhängt. Andererseits kann er sie darstellen, er kann sie ausdrücken. Er kann sie nicht direkt erreichen, sondern nur durch die Vermittlung seiner Arbeit. Es geht nicht darum, auf den Ähnlichkeiten zwischen Sprachen zu beharren; im Gegenteil, es scheint, dass die Fremdheit der Sprachen gehört werden muss.

Wenn Sprachen sich in ihren Elementen wie Wörtern und Grammatik gegenseitig ausschließen, liegt dies an der historischen Natur ihrer Konstruktion. Sie ergänzen sich aber in ihren Absichten. Sie haben dieselbe Absicht, die sie nicht allein, sondern nur auf komplementäre Weise erreichen können. Tatsächlich sind unsere historischen Sprachen nicht in der Lage, uns die Dinge der Welt bewusst zu machen; sie sind in diesem Versuch durch die Vermittlung des Wortes eingeschränkt. Aber die Übersetzung ermöglicht es uns durch ihren hybriden, zweisprachigen Charakter, über diese Grenze hinaus in Richtung einer Komplementarität der Sprachen zu denken, die uns zur reinen Sprache führt – in der der Name für die Sache völlig transparent ist. Wenn die reine Sprache unzugänglich bleibt, können Übersetzungen ein Zeichen dafür sein und ihrem Ausdruck so nahe wie möglich kommen.

Jede Übersetzung hat den Vorzug, das gegenwärtige Verhältnis zwischen den Sprachen zum Ausdruck zu bringen. Dieses Verhältnis ist entscheidend, es widerspiegelt die aktuellen Ereignisse am besten. Ihre Besonderheiten unterliegen im Laufe der Geschichte einer Entwicklung. Während die Aufgabe des Übersetzers dieselbe bleibt (auf reine Sprache hinzuweisen oder sie auszudrücken), ist die Harmonie zwischen den Sprachen aufgrund historischer Veränderungen der Sprachen selbst in ständigem Wandel. Zwar ist reine Sprache nicht der Geschichte unterworfen, aber ihr Ausdruck und ihre Darstellung hängen von den Beziehungen zwischen den Sprachen ab, die historisch bestimmt und ver-

gänglich sind. Sobald sich Sprachen entwickeln, entwickeln sich auch ihre Harmonie und Komplementarität: Eine neue Übersetzung ist erforderlich, um dieser neuen Komplementarität Rechnung zu tragen. Übersetzungen sind daher immer vergänglich. Die Größe des Übersetzers besteht darin, etwas von der reinen Sprache in ihrem ewigen Zustand zu erfassen – allerdings durch etwas äußerst Zeitgemäses, Zeitgenössisches, nämlich die vergängliche Beziehung zwischen den Sprachen im Moment der Kreuzung ihrer Entwicklung und nicht aus der Sicht einer nicht-historischen Betrachtung.

Die wissenschaftliche Wahrheit, wie Fleck sie darstellt, spielt eine ähnliche strukturelle Rolle wie die reine Sprache in der »Aufgabe des Übersetzers«: sie wird immer angestrebt, aber nie erreicht. Wir könnten argumentieren, dass der Kompromiss zwischen Denkstilen bei der Annäherung an die Wahrheit durch eine sich ständig erweiternde Interdisziplinarität eine ähnliche Rolle spielt wie die Übersetzung in Benjamins emblematischem Text. Weitere Parallelen könnten zwischen der Arbeit des Kompromisses und der Arbeit der Übersetzung gezogen werden, die beide oft als »notwendig und unmöglich« bezeichnet werden. Ein Blick auf den Kontext, in dem »Die Aufgabe des Übersetzers« erstmals erschien, ermöglicht es uns, die Übersetzung innerhalb der »konkreten Universalität« an der Schnittstelle verschiedener soziokultureller Perspektiven auf den aktuellen Wissensstand zu verorten. Dem wende ich mich als nächstes zu.

Kompromiss und Übersetzung als Formen »konkreter Universalität« im Feld der Wissensproduktion

»Die Aufgabe des Übersetzers« wurde erstmals 1923 veröffentlicht, wurde aber höchstwahrscheinlich bereits in der Zeit zwischen 1921 und 1922 geschrieben, als Benjamin an der Übersetzung von Baudelaires *Tableaux parisiens* arbeitete. Tatsächlich wurde der Text ursprünglich als Vorwort zur Baudelaire-Übersetzung veröffentlicht, wobei es aber keinerlei Hinweise auf Baudelaire oder auf die Übersetzungsentscheidungen gibt, die wir in einem solchen Vorwort erwarten würden. Die Quellen legen nahe, dass der Essay für die erste Ausgabe von *Angelus Novus* bestimmt war, einer Zeitschrift, die Benjamin gründen wollte, die aber nie das Licht der

Welt erblickte.⁶ Jedenfalls scheint der Text nicht geschrieben worden zu sein, um eine Übersetzung, sondern um eine Zeitschrift vorzustellen: eine Zeitschrift, die laut Ankündigung den Geist ihrer Zeit bezeugen, die wahre Bedeutung aktueller Ereignisse verstehen und eine *konkrete* oder »sachliche Universalität« manifestieren sollte, die dem Projekt der Zeitschrift innewohnte. Die Übersetzung spielte eine Schlüsselrolle in dem Projekt der Zeitschrift: sie sollte Zeugnis davon ablegen, »wie unaussprechlich in diesen Tagen jede Gemeinsamkeit [...] und wie sehr auf Probe diese Verbindung gestellt bleibt«. ⁷ Die Zeitschrift widmete sich der Poesie, der Philosophie und der Kritik und war bestrebt, alle drei gleichermaßen anzusprechen. Die Themen Übersetzung, aktuelle Angelegenheiten und das Allgemeine sind in diesem Projekt miteinander verflochten.

In der Ankündigung der Zeitschrift wird die Übersetzung als eine Form beschrieben, die immer soziale Krisen begleitete – Zeiten, in denen eine neue Sprache erfunden werden musste, um auf die neue Realität zu reagieren, die durch soziale Veränderungen entstanden war. Die Übersetzung sollte daher, wie Benjamin betonte, gemäß einer alten Gewohnheit nicht als Präsentation von Modellen verstanden werden, sondern vielmehr als »als unersetzlicher und strenger Schulgang werdender Sprache selbst: Wo nämlich dieser noch der eigene Inhalt nicht gegenwärtig ist, an dem sie sich aufbaut, bietet der ihrer würdige verwandte anderer zugleich mit der Aufgabe sich dar, um seinetwillen abgestorbenes Sprachgut aufzugeben und das frische zu entfalten.«⁸

Benjamin führt die Übersetzung als eine Form ein, die sich in Krisenzeiten immer als entscheidend erweist, wenn eine neue Sprache erfunden werden muss, um die Realität einer neuen soziopolitischen Situation zu berücksichtigen. In diesem Zusammenhang ist die Übersetzung nichts weniger als ein »unersetzlicher und strenger Schulgang werdender Sprache selbst«. Dieser programmatische Text erinnert bereits an die »Aufgabe« des Übersetzers, »die Aufgabe, [...] um seinetwillen abgestorbenes Sprachgut aufzugeben und das frische zu entfalten.« Wenn eine Sprache keinen Inhalt hat, der auf die Situation

6 Ebd., S. 891 und Walter Benjamin: »Ankündigung der Zeitschrift: Angelus Novus«, in: Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser (Hg.), *Gesammelte Schriften*. Band II/1, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991a, S. 241–246.

7 W. Benjamin: *Ankündigung*, S. 246.

8 Ebd., S. 243.

der Beziehungen in der Welt reagiert, erfindet der Übersetzer sie durch die Übersetzung und das Teilen von Inhalten neu. Dies hilft uns zu verstehen, warum die Übersetzung in diesem Projekt, das sich um die Suche nach der Bedeutung wahrer Wirklichkeit und konkreter Universalität dreht, eine zentrale Rolle spielt. Die Übersetzung stellt sich somit als Prüfstein der »Rationalität bis ans Ende« dar, die nur durch die Überwindung der Grenzen eines nationalen Raums »ja des Abendlandes« konstruiert werden kann,⁹ die aber dennoch an eine bestimmte Sprache gebunden bleibt, in diesem Fall Deutsch, und sei es nur durch und für die Poesie.

Die Rolle, die die Übersetzung in Benjamins Projekt spielt, ist der Art und Weise, wie verschiedene Denkstile in Flecks Werk fruchtbar interagieren, auffallend ähnlich und ermöglicht uns, die operative Kraft des Kompromisses zwischen verschiedenen Denksprachen besser zu verstehen. Man sieht, dass sowohl Kompromiss wie auch Übersetzung Formen der Verhandlung, des Verständnisses und der Vermittlung zwischen verschiedenen Perspektiven oder Sprachen beinhalten. Beim Kompromiss findet diese Vermittlung zwischen widersprüchlichen Interessen oder Standpunkten statt und zielt darauf ab, sie auf irgendeine Weise zu versöhnen oder auszugleichen. In der Übersetzung fungiert der Übersetzer als Vermittler zwischen dem ursprünglichen Ausdruck des Autors und dem Verständnis des Zielpublikums und überbrückt sprachliche und kulturelle Lücken. In ihrer besten Form sind sowohl Kompromiss wie auch Übersetzung daher »produktiv«: Sie führen zu neuen Perspektiven, die über die Summe der beteiligten Elemente hinausgehen.

Schluss

Wenn wir, wie Frank Stahnisch vorschlägt, über Kompromisse aus der Sicht von Flecks Arbeit nachdenken, können wir fruchtbare Parallelen zwischen den Vollzügen des Kompromisses und der Übersetzung ziehen. Es scheint tatsächlich Potenzial für einen interdisziplinären Dialog zwischen der Philosophie des Kompromisses und der Philosophie der Übersetzung zu geben. Diskussionen über die Ethik des Kompromisses könnten beispielsweise von Erkenntnissen darüber profitieren,

9 Ebd., S. 244, 245.

wie Übersetzungspraktiken ethische Dilemmata meistern, wie etwa jenes der Treue zum Originaltext gegenüber der Lesbarkeit in der Zielsprache. Ebenso können Überlegungen zur sprachlichen und kulturellen Vermittlung bei der Übersetzung Diskussionen darüber bereichern, wie Kompromisse in verschiedenen Kontexten ausgehandelt und verstanden werden. Eine Theorie des Kompromisses kann mehrere wertvolle Lehren aus der Theorie der Übersetzung ziehen, nicht nur in Bezug auf ethische Überlegungen, sondern auch durch die Betonung der Bedeutung kultureller Sensibilität, nuancierter Kommunikation und der Komplexität der Vermittlung.

Wenn in unserer moralischen und ethischen Existenz Kompromisse auf einer Skala zwischen Freiheit und Gleichheit oder zwischen Frieden und Gerechtigkeit zu lokalisieren wären, scheint er im Bereich der wissenschaftlichen Produktion eher im Bereich zwischen der Konvention von Denkstilen und der Sammlung von Neuheiten angesiedelt zu sein, die zu einem Paradigmenwechsel führen. Wenn Erkenntnis also als kompromissbereite Fähigkeit verstanden werden kann, besteht möglicherweise Bedarf und Platz für eine noch zu entwickelnde Theorie des Kompromisses in der Wissenschaft. Die von Stahnisch vorgebrachten historischen Fallstudien scheinen Beispiele für das zu liefern, was wir als produktive Kompromisse bezeichnen könnten, die die wissenschaftliche Forschung voranbringen – im Gegensatz zu faulen Kompromissen, die sie beeinträchtigen. Auch wenn die persönlichen Kompromisse der gewaltsam emigrierten Neurowissenschaftler und Psychiater in Nordamerika nicht immer glücklich waren, führte der Zusammenprall unterschiedlicher wissenschaftlicher Kulturen und Denkstile zu neuartigen Entdeckungen, bei denen Kompromisse eine entscheidende Rolle zu spielen schienen.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Alenka Ambrož forscht als Philosophin in Ljubljana, Slowenien. Sie war Nachwuchsforscherin an der École normale supérieure in Paris, wo sie 2021 im Feld der Philosophie der Übersetzung promovierte. Seitdem hatte sie verschiedene Postdoktorandenstipendien inne, darunter das »Democratic Vistas«-Stipendium am Forschungskolleg Humanwissenschaften, und ein Aufenthalt als Gastwissenschaftlerin an der Columbia University. Ihre Essays und Aufsätze in den Bereichen Politische Philosophie, Vergleichende Literaturwissenschaft, Politische Epistemologie und Sprachphilosophie erschienen bisher in slowenischen, kroatischen, serbischen und französischen Publikationen.

Thomas Biebricher ist Heisenberg-Professur für Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politische Theorie, Ideengeschichte und Theorien der Ökonomie an der Goethe-Universität Frankfurt a.M.. Sein Forschungsinteresse gilt Theorie und Praxis des Neoliberalismus sowie dem Konservatismus und seinen Krisentendenzen. Zuletzt erschien von ihm *Mitte/Rechts. Die internationale Krise des Konservatismus*. Berlin: Suhrkamp 2023 und *Die politische Theorie des Neoliberalismus*. Berlin: Suhrkamp 2021.

Nicole Deitelhoff ist Professorin für Internationale Beziehungen und Theorien globaler Ordnungen an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. sowie Leiterin des Leibniz-Instituts für Friedens- und Konfliktforschung (PRIF). Sie forscht zu Konflikten, Herrschaftsordnungen und gesellschaftlichem Zusammenhalt. Letzte Buchveröffentlichungen: (Hg. mit C. Daase und A. Witt) *Rule in International Politics*, Cambridge University Press 2023; (mit L. Zimmermann, M. Lesch, A. Arcudi und A. Peez) *International Norm Disputes*, Oxford University Press 2023.

Frederike Felcht ist Professorin für Neuere skandinavische Literatur und Kultur an der Goethe-Universität Frankfurt a.M.. Ihre Forschungsschwerpunkte umfassen Ökologie und Literatur, Armut in der skandinavischen Literatur sowie H.C. Andersen. Letzte Buchveröffentlichungen: *Die Regierung des Mangels. Hunger in den skandinavischen Literaturen 1830–1960*, Heidelberg 2020 und (Hg. mit Roland Borgards, Verena Kuni, Frederike Middelhoff, Robert Pütz und Antje Schlottmann) *Von Fliegenfängern und Katzenklappen. 39 Kleinigkeiten zwischen den Arten*, Göttingen 2024.

Gunther Hellmann ist Professor für Politikwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt a.M. und Ko-Koordinator, zusammen mit Johannes Völz, des Forschungsverbundes »Democratic Vistas« am Forschungskolleg Humanwissenschaften Bad Homburg. Er forscht zu Fragen der Theorie Internationaler Beziehungen sowie der deutschen und europäischen Außen- und Sicherheitspolitik. Neuere Buchveröffentlichungen: (Hg. mit Jens Steffek) *Praxis as a Perspective on International Politics*, Bristol: Bristol University Press 2022; *Deutsche Außenpolitik. Eine Einführung*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2024.

Gregory Jones-Katz forscht im Feld US-amerikanischer Geistes- und Kulturgeschichte. Er ist Research Associate am Institut für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft der Goethe-Universität Frankfurt und lehrt Amerikanistik an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Zu seinen Veröffentlichungen zählen *Deconstruction: An American Institution* (Chicago 2021) sowie im Veröffentlichungsprozess befindliche Aufsätze u.a. »A Cultural Revolution Made in America,« in *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung*, 22:2 (2025); »Erecting the Institutional Edifice of ›Theory‹: The Mediums of Diacritics and Critical Inquiry, 1970–1990,« *History of Humanities* 10:2 (2025); »Imagination is a Battlefield: Elon Musk, Techno-Fascists, and *Dungeons and Dragons*,« in *Merkur: Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* (July 2025). Er arbeitet derzeit an zwei Buchprojekten: einer Kulturgeschichte der Theorie und Kulturgeschichte von *Dungeons and Dragons*.

Darrel Moellendorf ist Professor für Internationale Politische Theorie und Professor für Philosophie an der Goethe Universität in Frankfurt a.M., sowie Mitglied der dortigen Forschungsgruppe »Normative Orders« und Goethe-Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften

in Bad Homburg. Veröffentlichungen u. a.: *Cosmopolitan Justice*, Berkeley, CA: Perseus 2002; *Mobilizing Hope: Climate Change and Global Poverty*, Oxford: Oxford University Press 2022; sowie als Mitherausgeber: *The Routledge Handbook of Global Ethics*, New York, NY: Routledge 2015; *Klimaethik*, Berlin: Suhrkamp 2025.

Frank W. Stahnisch ist Alberta Medical Foundation/Hannah Professor für Geschichte der Medizin und der Gesundheitswissenschaften an der University of Calgary, wo er in der Cumming School of Medicine und der Faculty of Arts als Fakultätsmitglied kooptiert ist. Im Sommersemester 2023 war er Fellow am Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität in Deutschland. Zu seinen Buchveröffentlichungen zählen *Ideas in Action* (2003); *Medicine, Life and Function* (2012); *A New Field in Mind* (2020); und *Great Minds in Despair* (2025).

Greta Wagner ist Professorin für Kulturosoziologie an der Goethe-Universität Frankfurt und leitet die Emmy-Noether-Nachwuchsgruppe »Grenzen des Helfens unter Bedingungen multipler Krisen«. Sie ist Mitherausgeberin der Zeitschrift *WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung* am Institut für Sozialforschung. Letzte Buchveröffentlichung: *Selbstoptimierung. Praxis und Kritik von Neuroenhancement*, Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Frankfurt/New York: Campus 2016.

Ulrich Willems ist Professor für Politische Theorie mit dem Schwerpunkt Politik und Religion an der Universität Münster und Principal Investigator des dort seit 2007 angesiedelten Exzellenzclusters »Religion und Politik«. Derzeit arbeitet er zusammen mit Jens Gurr und Ute Schneider an einem Buch über agonale Pluralität. Veröffentlichungen: *Wertkonflikte als Herausforderung der Demokratie*, Wiesbaden: Springer VS 2016; (Hg. mit John Horton und Manon Westphal), *The Political Theory of Modus Vivendi*, Cham: Springer 2019; (Hg. mit Mirjam Weiberg-Salzmann) *Religion and Biopolitics*, Cham: Springer 2020; (Hg. mit Manon Westphal) »Doing Realist Political Theory, Special Issue, *Critical Review of International Social and Political Philosophy*, 26, 3, 2023.

